
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

Juli 7/2002

Aus dem Inhalt

Ernst Pulsfort
Bist du es, der da kommen soll? 193

Wolfgang Thönissen
Kirche und Kirchengemeinschaft
oder Der Nerv des ökumenischen Dialogs 195

Heinrich Heming
Neue Seelsorge - Inhalte und Schwerpunkte 200

Patrik C. Höring
Neue Wege in der Kinderpastoral 209

Michael Wüstenberg
Gemeindebildung durch den Einsatz
mitverantwortlicher Leader 211

Hermann-Josef Lauter OFM
Konzentrische Verkündigung 218

Literaturdienst:
W. Gunther Plaut (Hg.): Die Tora
Karl Wagner (Hg.): Die Feier der Beerdigung 221

G 3212 E

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfr. Dr. Ernst Pulsfort, Katholische Akademie in Berlin e.V.,
Hannoversche Str. 5, 10115 Berlin | Prof. Dr. Wolfgang
Thönissen, Kamp 6, 33098 Paderborn | Prälat Heinrich
Heming, Bischöfl. Generalvikariat – Zwölfling 16,
45127 Essen | Patrik C. Höring, Marzellenstr. 32,
50668 Köln | Generalvikar Michael Wüstenberg,
53 Cathcart Street, P.O. Box 27, 09750 Aliwal North,
Rep. South Africa | P. Hermann-Josef Lauter OFM,
Franziskanerplatz 1, 53879 Euskirchen

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg |
Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |
Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50,
14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J.P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J.P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Ernst Pulsfort

Bist du es, der da kommen soll?

In vielen Evangelien-Texten des Juli geht es um die Gestalt Johannes des Täufers. Er liegt im Kerker und wartet auf seinen Prozess und seine Aburteilung. Tausend Gedanken stürzen auf ihn ein in der Einsamkeit seiner Zelle; seine festen Überzeugungen geraten ins Wanken: Ist diese Zelle, das Beil des Henkers, ist das alles, was schließlich übrig bleibt vom Leben und von Gott und seinem Reich?

Solange Johannes sich frei bewegen und reden konnte, war es für ihn klar: Gott kommt, um sein Volk zu erlösen. Bereitet ihm die Wege; kehrt um, denn schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt. Aber jetzt – im Gefängnis – da hat auch die Welt des Johannes keine Fenster und keine Zukunft mehr. Johannes ist allein mit sich selbst. Der Angst und dem Zweifel ausgeliefert, weiß er schließlich nicht mehr, woran er eigentlich ist.

Franz Kafka hat diese beklemmende Erfahrung in seinem Roman „Der Prozess“ beschrieben: Der, dem der Prozess gemacht wird, weiß nicht, wer seinen Fall behandelt. Er trifft immer nur auf kleine, nachgeordnete Schreiberlinge, die sich hinter Bergen von Akten und Paragraphen verschanzen. Keiner kann ihm Auskunft geben; niemand ist zuständig. Niemand nimmt seinen Einspruch und seine Fragen an. – Da kann einem angst und bange werden; alle einstige Sicherheit und Gewissheit des Lebens und der eigenen Überzeugungen ist dahin: eine Welt ohne Gesicht, ohne ein Fenster, das Aussicht schenkt: „Bist du es, der da kommen soll, oder muss ich auf einen anderen warten?“

Viele sagen heute: Diese in sich geschlossene, von naturwissenschaftlich-technischer Rationalität beherrschte Welt geht zu Ende. Es ist Wendezeit. Eine neue Zeit bricht an: New-Age, das Zeitalter all-

gemeiner Religiosität und kosmischer Ganzheitlichkeit. Religiöse Traditionen erleben einen ungeahnten Boom, besonders die aus Asien. Ein bisschen Jesus, dazu ein bisschen Buddhismus, Hinduismus, etwas Wiedergeburtstheorie und ein wenig islamische Sufi-Mystik, Astrologie und Esoterik. Ist das das Wahre? – „Bist du es, der da kommen soll...?“

Manchmal denke ich, wir Menschen heute sitzen ähnlich wie Johannes in einer Gefängniszelle, nur sieht die etwas luxuriöser aus: Eher vergleichbar mit einem kostbaren Spiegelsaal, der zwar hell erleuchtet, aber auch ohne Fenster, ohne Ausblick ist. In den kostbaren Kristallspiegeln sehen wir nur uns selbst, unsere Errungenschaften, unser Können und Wissen. Eine Zeitlang ist das vielleicht ganz interessant, aber dann wird's schrecklich langweilig. Und in dem Maße, wie wir die Grenzen unserer Weltbeherrschung zu spüren bekommen, erkennen wir auch unsere eigene Orientierungslosigkeit. Man weiß schließlich nicht mehr, wo man dran ist. – Was ist das wahre Ziel? Worum geht es im Leben eigentlich? Auf wen oder was ist letzten Endes Verlass? – „Bist du es, der da kommen soll, oder müssen wir auf einen anderen warten?“

In dieser markanten Frage des Johannes klingt durch, dass es an bestimmten Punkten des Lebens kein „sowohl als auch“ mehr geben kann, sondern nur noch das „Entweder-oder“. Das ist nachdrücklich in Erinnerung zu rufen in einer Zeit wie der unseren, die mit Kompromissen schnell bei der Hand ist, aber sich mit eindeutigen Entschlüssen schwer tut. Wir Christen sollten Leute sein, die sich entschieden haben. Was soll eine vage Religiosität und Gläubigkeit, die niemandem wehtut, aber auch niemanden heilt?

„Geht und berichtet dem Johannes, was ihr hört und seht: ‚Blinde sehen wieder, und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Tote stehen auf und den Armen wird das Evangelium verkündet; selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt‘.“ – Was bedeutet diese Antwort Jesu? Sie klingt ja so, als ließe sie den Johannes in seiner Orientierungslosigkeit weiter allein. Sie ist so formuliert, dass dem Johannes die Entscheidung für oder gegen Jesus nicht abgenommen wird. Aber in seiner Antwort macht er eines deutlich: Die Mitte der Welt und des Lebens ist nicht gesichtsloses Schicksal, nicht namenlose Materie, nicht irgendetwas Überirdisches, sondern eine gelebte und bis in den Tod durchlittene Menschengeschichte, die Geschichte Gottes mit uns. Gott spricht sein Wort – Jesus – nicht über unsere Köpfe hinweg, sondern in unser Leben hinein: „Blinde sehen, Lahme gehen, Tote stehen auf...“ Gott kennt die zugeschlagenen Türen, die Krippe, das Leben mit Ochs und Esel und dem ganzen dummen Stroh, das wir dreschen. Er hat die Herren der Welt ebenso zu spüren bekommen wie Johannes: Vor Herodes musste er nach Ägypten fliehen ins Exil. Und Pilatus hat über ihn den Stab gebrochen. Er ist wirklich in Jesus dort angefangen, wo Johannes war und wo wir sind und hat Licht in die dunklen Räume unseres Lebens gebracht: „Das Volk, das im Dunkel lebt, sieht ein helles Licht. Seht, das ist mein Knecht, den ich stütze. Ich habe dich geschaffen und dazu bestimmt, der Bund für mein Volk zu sein und das Licht für die Völker: blinde Augen zu öffnen, Gefangene aus dem Kerker zu holen und alle, die im Dunkel sitzen, aus ihrer Haft zu befreien.“

Liebe Leserinnen und Leser,

im vergangenen Jahr erschien von der Öffentlichkeit relativ unbemerkt ein Dokument der EKD zum evangelischen Kirchenver-

ständnis, das unter anderem wohl auch als Antwort auf „Dominus Jesus“ gelesen werden darf. Es ist das im Augenblick jüngste Papier im Rahmen des ökumenischen Dialogs, innerhalb dessen die Klärung des Kirchenverständnisses beider Konfessionen einer der heikelsten Punkte ist. Den Stand der Diskussion und einen möglichen Horizont für eine gemeinsame Zukunft stellt **Prof. Dr. Wolfgang Thönissen** dar, Professor für Ökumenische Theologie und Leitender Direktor des Johann-Adam-Möhler-Instituts für Ökumenik in Paderborn.

7 Thesen für die Seelsorge von heute entfaltet **Prälat Heinrich Heming**, Leiter des Seelsorgeamtes im Bischöflichen Generalvikariat Essen.

Ein im Erzbistum Köln entwickeltes neues Konzept der Kinderpastoral mit Leitlinien für das Handeln mit 6–12 Jährigen stellt **Dr. Patrik C. Höring** vor, Referent für Ministrantenseelsorge und religiöse Jugendbildung im Erzbistum Köln.

Der als Pfarrer von Sterkspruit sowie Generalvikar in der Diözese Aliwal/Südafrika tätige Hildesheimer Diözesanpriester **Dr. Michael Wüstenberg** lenkt unseren Blick über die Grenzen Deutschlands auf die Strukturen der Seelsorge anderenorts. Er stellt das Modell der sogenannten „Leader“ vor, die in kleinen Teams von aus der Gemeinde bestellten Laien verantwortliche Aufgaben in der Seelsorge wahrnehmen.

P. Hermann-Josef Lauter OFM, der frühere Schriftleiter des Pastoralblatts, plädiert für ein Modell konzentrischer Verkündigung.

Eigens hingewiesen sei auf die ausführliche und kritische Auseinandersetzung des Liturgiewissenschaftlers der KFH Paderborn, **Dr. Jürgen Bärsch**, mit dem Buch „Die Feier der Beerdigung“ im Rezensionsteil.

Viel Freude bei der Tour d'Horizon durch die verschiedenen Bereiche der Ökumenik und Pastoral wünscht Ihnen

Ihr



Kirche und Kirchen- gemeinschaft oder Der Nerv des ökumenischen Dialogs

Eine Standortbestimmung nach der letzten Verlautbarung der EKD

1. Ökumene vor einem Scherbenhaufen?

Die Dramatik der Ereignisse seit der Unterzeichnung der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ im Oktober 1999 kann kaum noch übertroffen werden. Trotz der scharfen Einsprüche seitens einer Vielzahl evangelischer Theologen in Deutschland und einer heftigen Diskussion über das Für und Wider der „Gemeinsamen Erklärung“ kann der 31. Oktober 1999 als ein ökumenisches Ereignis gefeiert werden. Anfang September 2000 brachte die Bilaterale Arbeitsgruppe zwischen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und der Deutschen Bischofskonferenz ihr Studiendokument „Communio Sanctorum. Kirche als Gemeinschaft der Heiligen“ heraus, das als eine folgerichtige Weiterführung der in der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ festgestellten Ergebnisse betrachtet werden konnte. Aber kaum ein Tag später wurde in Rom vom Präfekten der Glaubenskongregation die Erklärung über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche „Dominus Jesus“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Bis heute hat sich die daran anknüpfende kritische Diskussion nicht

gelegt. In diese aufgewühlte Diskussionslage trat – zunächst einmal gar nicht beachtet – der Rat der EKD mit Empfehlungen zum Gebrauch der Einheitsübersetzung bzw. der Lutherübersetzung der Heiligen Schrift zu ökumenischen Anlässen im Juni 2001 hervor. Im Herbst 2001 brachte dann der Rat der EKD ein Votum zum geordneten Miteinander bekenntnisverschiedener Kirchen unter dem Titel „Kirchengemeinschaft nach evangelischem Verständnis“ hervor. Man geht wohl nicht fehl, wenn man dieses Votum in Teilen als eine Antwort auf die Erklärung der Glaubenskongregation versteht.

Wer diese Ereignisse aus noch nicht einmal zwei Jahren Revue passieren lässt, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, es ginge hier um die Demontage des bisher Erreichten. Mehr und öfters wird die Parole vom Scheitern der „Gemeinsamen Erklärung“ ausgegeben. Von kritischen Zeitgenossen wird die Frage gestellt, ob man nicht ehrlicherweise angesichts der Ereignisse von einem ökumenischen Scherbenhaufen sprechen müsse. Auch Kardinal Kasper wies bei einer ökumenischen Tagung in Berlin im Jahr 2001 darauf hin, dass das Positionspapier der EKD zur Diskussion herausfordere und die theologischen Widersprüche zwischen den Konfessionen besonders schroff hervorstechen lasse. Um hier klarer zu sehen, müssen die einzelnen Gegebenheiten genauer betrachtet werden.

2. Kirchengemeinschaft oder Einheit?

Schon der Protest der 148 evangelischen Theologieprofessoren gegen die geplante Erklärung zur Rechtfertigungslehre im Januar 1998 machte auf einen kritischen Punkt aufmerksam. Die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ müsse als ein Baustein innerhalb eines ökumenischen Gesamtprogramms verstanden werden, so lautete der Vorwurf evangelischer Professoren. Dieses Programm laufe schließlich auf eine Integration der evangelischen Amtsträger in das Gefüge der römisch-katholischen

Hierarchie hinaus. Der hier ausgesprochene Verdacht gegenüber dem strategischen Ziel der römisch-katholischen Kirche konnte bis heute nicht ausgeräumt werden. Immer wieder wird mit teilweise scharfen Argumenten betont, die römisch-katholische Kirche verfolge mit ihren ökumenischen Bemühungen ein Konzept der Rückkehr evangelischer Kirchen und Autoritäten in die römisch-katholische Kirche. Auf den Punkt gebracht lautet es: Während die römisch-katholische Kirche eine sichtbare kirchliche Einheit unter der Führung des Papstes wolle, strebe die evangelische Seite ein Konzept von Kirchengemeinschaft an, das der Pluralität der verschiedenen Kirchen wie auch der gegebenen Einheit der Kirche Jesu Christi gerecht werde. Noch knapper formuliert: Evangelische Kirchengemeinschaft statt katholischer Einheit?

Nimmt man nun das genannte Votum des Rates der EKD „Kirchengemeinschaft nach evangelischem Verständnis. Ein Votum zum geordneten Miteinander bekenntnisverschiedener Kirchen“ (EKD-Texte 69, 2001. 1-15) unter diesem Gesichtspunkt zur Hand, so lässt sich der eben gewonnene Eindruck nur bestätigen. Das Dokument fragt: „Nach welcher Einheit der Kirche Jesu Christi streben wir? Was verstehen wir unter der sichtbaren Einheit der Kirche?“ (3) Die Antwort ist knapp: Im Bereich der reformatorischen Kirchen kann die Beantwortung dieser Fragen nur in der Richtung eines Konzeptes von Kirchengemeinschaft geschehen, wie es in der Leuenberger Kirchengemeinschaft bereits praktiziert werde. In der Tat, ohne die Leuenberger Kirchengemeinschaft kann das Votum des Rates der EKD nicht verstanden werden.

3. Die Leuenberger Konkordie als ökumenische Herausforderung

Seit etwa 10 Jahren entfaltet sich eine neue Dynamik im Miteinander evangelischer Kirchen auf europäischer Ebene. Ausgesprochenes Ziel der Bemühungen der Leuenberger Kirchengemeinschaft sind die Bün-

delungen der protestantischen Interessen im Kontext der ethischen und humanitären Prozesse der europäischen Politik. Aber nicht nur die Politik und die Gesellschaften innerhalb der europäischen Union hat die Leuenberger Kirchengemeinschaft im Blick, sondern auch die Ökumene. Und hier ist es insbesondere ihr Beitrag zur ökumenischen Zielbestimmung.

Das Konzept von Kirchengemeinschaft, wie es das Votum der EKD vorträgt, ist herausgewachsen aus den jahrzehntelangen Bemühungen lutherischer, reformierter und unierter Kirchen zur Klärung ihres Verhältnisses zueinander, wie sie schließlich zur Leuenberger Konkordie von 1973 führten. Dieses Konzept von Kirchengemeinschaft ist primär auf das Verhältnis reformatorischer Kirchen ausgerichtet. Zielrichtung dieser Konkordie ist die Wiederherstellung der zerbrochenen Gemeinschaft unter Kirchen, die aus der Reformation hervorgegangen sind. Für die Erklärung und Verwirklichung von Kirchengemeinschaft erforderlich erscheint den an der Konkordie beteiligten lutherischen, reformierten, unierten und inzwischen auch methodistischen Kirchen die zu gewinnende Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums. Das rechte Verständnis des Evangeliums hat die Reformation in der Botschaft von der freien Gnade Gottes und damit in der Rechtfertigungslehre zum Ausdruck gebracht. Dieses gemeinsame Verständnis setzt voraus, dass die in den verschiedenen evangelischen Bekenntnisschriften ausgesprochenen Verwerfungen zu Abendmahl, Christologie und Prädestination heute kein Hindernis mehr für die zu verwirklichende Kirchengemeinschaft darstellen. Das rechte Verständnis des Evangeliums ist also die notwendige Bedingung für die Erklärung und Verwirklichung von Kirchengemeinschaft. Diese schließt Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft ein. Dieses Konzept hat sich in den letzten Jahren unter den evangelischen Kirchen in Europa weitgehend durchgesetzt und ist inzwischen zu einer festen Größe im Verhältnis der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen geworden. Auch die Evangelische Kirche in

Deutschland hat die Leuenberger Konkordie in ihre Grundordnung aufgenommen.

4. Das reformatorische Kirchenverständnis als Grundlage der ökumenischen Zielbestimmung

Mit dem vorliegenden Beitrag zum Thema Kirchengemeinschaft nach evangelischem Verständnis wird eine Erklärung zur ökumenischen Zielbestimmung auf der Grundlage der Leuenberger Konkordie abgegeben. Viel zu wenig ist dabei aber die Frage gestellt worden, inwieweit das hier vorgestellte Modell der Kirchengemeinschaft von dem zugrunde liegenden Kirchenverständnis abhängt. Bei näherem Hinsehen entdeckt man sehr rasch eine Verbindung zwischen dem Verständnis der Kirche, das in der eigenen Kirche gilt, und der daraus sich entwickelnden ökumenischen Vorstellung von Einheit. Was also will die Evangelische Kirche in Deutschland mit ihrem Konzept der Kirchengemeinschaft erreichen?

Im Vordergrund steht die Darlegung des evangelischen Verständnisses von Kirche. Kein Zweifel, dass es hierbei um den *magnus consensus*, um die gemeinsame Lehre geht, die in Artikel 7 der *Confessio Augustana* von 1530, der maßgeblichen lutherischen Bekenntnisschrift, niedergelegt ist: „Sodann lehren sie: Es gibt eine heilige Kirche, die immer bleiben wird. Die Kirche aber ist die Versammlung der Heiligen, in der das Evangelium rein gelehrt wird und die Sakramente recht verwaltet werden. Und zur wahren Einheit der Kirche ist es genug, dass man übereinstimme in der Lehre des Evangeliums und in der Verwaltung der Sakramente.“ Hier erscheint das evangelische Kirchenverständnis in Kurzform: Kirche ist Versammlung der Gläubigen. Kirche ist die Gemeinschaft der von Gott begnadeten und geheiligten Sünder. Kirche gründet also in dem zum Glauben rufenden Wort Gottes. Als Geschöpf des göttlichen Wortes ist Kirche mit keiner der geschichtlichen Kirchen identisch. Kirche als Geschöpf des Wortes ist dem weltlichen Blick verborgen. Das Votum

unterscheidet deshalb zwischen der verborgenen und der sichtbaren Kirche, hierin auf Luthers Unterscheidung zurückgreifend, und sieht die Selbstvergegenwärtigung des dreieinigen Gottes in der Glaubensgemeinschaft auf eine ihr entsprechende äußere Gestalt drängen, die mitten unter anderen sozialen Gebilden in der Welt durch eine unverwechselbare Sichtbarkeit ausgezeichnet ist. Das Votum hält am Bekenntnis zur einen, heiligen, apostolischen und katholischen Kirche fest, die sichtbare Kirche aber existiere notwendig in Gestalt von einzelnen Gemeinden, welche die primäre Verwirklichung der katholischen Kirche sind.

Die Zweideutigkeiten, die sich hier zeigen, verschleiert das Votum der EKD nicht. Wieviel Einheit ist in der sichtbaren Ordnung der Kirche notwendig und hinreichend, welche der Bezeugung der Einheit des Leibes Christi wirklich gerecht wird? Soweit wir bisher gesehen haben, unterscheidet sich das Konzept der Kirchengemeinschaft sowohl von einem Kirchenbund auf der einen Seite (das Modell der EKD zur Zeit ihrer Gründung) und als auch vom Modell der organischen Union – einer Vereinigung von bisher selbständigen Kirchen auf der Grundlage einer Übereinstimmung im Bekenntnis unter Einschluss einer einheitlichen organisatorischen Struktur – auf der anderen Seite. So verstanden entpuppt sich das Modell der Kirchengemeinschaft als ein Rahmenkonzept, in das die jeweiligen bekenntnisverschiedenen Kirchen jeweils ihre ekklesialen Grundüberzeugungen einbringen. Das Faszinierende an diesem Modell dürfte in der Überlegung begründet sein, die Selbständigkeit jeder dieser Kirchen bewahren zu können bei gleichzeitiger enger Form der Gemeinschaft untereinander, die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft einschließt.

5. Das Konzept von Kirchengemeinschaft in der Praxis des ökumenischen Miteinanders

Das Votum der EKD präsentiert ein Konzept der Gemeinschaft von Kirchen gleichen

oder unterschiedlichen Bekenntnisstandes. Gemeint sind die lutherischen, reformierten oder unierten Kirchen, die untereinander verschiedenen Bekenntnisstandes sind. Das Modell der Leuenberger Konkordie muss aber verstanden werden als ein Konzept von Kirchen, die historisch und theologisch durchaus einen gemeinsamen Ansatz haben. Der Begriff der Bekenntnisverschiedenheit ist zunächst einmal auf die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen beschränkt. Es steht deshalb dahin, ob dieses Modell über den Bereich, der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen hinaus anwendbar ist. Das Leuenberger Modell ist deshalb ein konfessionell gebundenes Konzept und muss auf seine diesem Konzept zugrunde liegenden Eigenheiten eigens befragt werden.

Sind die römisch-katholischen Vorstellungen von der sichtbaren vollen Einheit der Kirche und das evangelische Verständnis von Kirchengemeinschaft nicht kompatibel? „Offensichtlich ist die römisch-katholische Vorstellung von der sichtbaren, vollen Einheit der Kirchen mit dem hier entwickelten Verständnis von Kirchengemeinschaft nicht kompatibel. Immerhin kann festgehalten werden, dass beide Seiten die Einheit des Leibes Christi und die Gemeinschaft der Kirchen in einem Verständnis des Glaubensgrundes verankert sehen, der in seiner Dynamik über die bisherige und künftige Lehre hinausgeht. Vorrangig muss geklärt werden, wie sich die evangelische und die römisch-katholische Auffassung vom Grund des Glaubens und von der Selbstvergegenwärtigung des dreieinigen Gottes durch das Zeugnis der Kirche zueinander verhalten.“ (13) Auch von katholischer Seite kann klar und deutlich gesagt werden: Das Festhalten an der in Christus gegebenen vollen Einheit, die in der katholischen Kirche verwirklicht ist, schließt die Mitarbeit an einem Konzept von Kirchengemeinschaft nicht aus. Das Ökumenismusdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils unterscheidet deutlich zwischen einer gewissen, nicht vollkommenen Gemeinschaft und einer vollkommenen Gemeinschaft zwischen Kirchen, die bisher

getrennt waren, freilich zunächst nur im Blick auf die von Rom getrennten Ostkirchen. Die Alternative: Kirchengemeinschaft hier gegen sichtbare Einheit unter Papst und Bischöfen dort, ist falsch, und auf eine solche Diskussion braucht sich die katholische Kirche gar nicht erst einzulassen. Auch ein römisch-katholisches Konzept von Einheit lässt sich unter dem Gedanken und der Idee der Kirchengemeinschaft fassen. Ausdrücklich spricht das Ökumenismusdekret von der erwünschten Wiederherstellung der vollen Gemeinschaft zwischen Kirchen. Wenn hier klarer die Verbindungen zum Verständnis der *Communio*-Ekklesiologie herausgearbeitet würden, fielen die Gemeinsamkeiten rascher auf. Das katholische Teil-Kirchen-Modell, wonach die eine universale Kirche in und aus den Teilkirchen besteht, wäre sicher eine gute Ausgangsposition für weiterführende Gespräche.

6. Einheit als Kirchengemeinschaft - ein katholisches Konzept?

Der Nerv der ökumenischen Dialoge wird derzeit durch das Kernthema „Kirchenverständnis“ bestimmt. Schon die „Gemeinsame Offizielle Feststellung“, mit der die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre im Oktober 1999 angenommen wurde, hat einen weiter gehenden Dialog über die offen gebliebenen ekklesiologischen Fragen für erforderlich gehalten. Die „Gemeinsame Offizielle Feststellung“ sieht weitere Klärung im Umfeld der Frage voller Kirchengemeinschaft, die als Einheit in Verschiedenheit bezeichnet wird, in der verbleibende Unterschiede miteinander versöhnt würden und keine trennende Kraft mehr hätten. Was ist mit Kirchengemeinschaft gemeint?

Keine Frage ist, dass sich katholische Theologie mit dem Konzept von Kirchengemeinschaft derzeit noch schwer tut. Das Zweite Vatikanische Konzil selbst kannte kein klares Konzept zur Wiederherstellung der zerbrochenen Gemeinschaft zwischen bisher getrennten Kirchen. Inzwischen hat der ökumenische Dialog aber zu einer

gewissen Klärung beigetragen. Trägt man die wichtigen Elemente, die für ein solches Konzept sprechen, zusammen, ergibt sich folgendes Bild:

Schlüsselbegriff eines katholischen Konzepts von Einheit ist der Begriff der Gemeinschaft. Er ist neutestamentlich-altkirchlich geprägt im Sinne der Koinonia- oder Communio-Vorstellung. Grundlegender Horizont hierfür ist die Eucharistie als Sakrament der Einheit. Dahinter steht u. a. etwa die Einsicht des Paulus in 1. Kor 10, 16f: „Der gesegnete Kelch, den wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn ein Brot ist's: So sind wir viele ein Leib, weil wir alle an einem Brot teilhaben“. Danach heißt Koinonia/Communio: Gemeinschaft entsteht durch Teilhabe an Jesus Christus.

Kirchengemeinschaft entfaltet sich danach im gemeinsamen Bekenntnis des apostolischen Glaubens, in der sakramentalen Gemeinschaft, in der Wort und Sakrament zugeordneten Gemeinschaft im kirchlichen Amt.

Die Vorstellung der um Wort und Altar versammelten Gemeinde der Gläubigen erfordert und setzt das Verständnis der universalen Gemeinschaft der bischöflich verfassten Ortskirchen voraus.

Kirchengemeinschaft setzt eine Erklärung über die gegenseitige Anerkennung der Kirchen als Kirchen voraus. Dahinter steckt die Problematik, ob Kirchen oder kirchliche Gemeinschaften, die nicht in voller Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen, Kirchen im eigentlichen Sinn des Wortes, also nach katholischem Verständnis sind. Das Zweite Vatikanum hat mit der Vorstellung von Elementen der Heiligung und der Wahrheit, die außerhalb der katholischen Kirche existieren, die notwendigen Grundlagen für die Klärung dieser Frage gelegt (die Problematik des „subsistit“).

Voraussetzung für die Wiederherstellung der vollen Kirchengemeinschaft bildet die Überprüfung und Bearbeitung der bestehenden Lehrdifferenzen in Fragen des Glaubens, der Sakramente und des Amtes.

Danach erscheint die Erklärung und Verwirklichung von Kirchengemeinschaft möglich, die volle Eucharistiegemeinschaft einschließt.

Für ein solches Modell von Einheit als Kirchengemeinschaft spricht das vom Zweiten Vatikanischen Konzil entwickelte Teilkirchen-Modell. Danach besteht die eine und einzige Kirche in und aus den Teilkirchen; die Kirche Christi ist in den Teilkirchen gegenwärtig und wirksam. Nach der Lehre des Zweiten Vatikanums schließt also die in Christus gegebene Einheit der Kirche eine Vielfalt von Orts- oder Teilkirchen nicht aus. Dieses Modell geht von einem Ineinander von Teilen und Ganzheit aus. Die eine Kirche ist nicht allein die Summe von Teilkirchen, sie ist aber auch nicht nur als das Ganze gegenwärtig und wirksam. Katholizität schließt eine rechtmäßige Verschiedenheit ein. Die Frage ist, ob ein solches katholisches Modell auch ökumenisch tragfähig erscheinen kann.

7. Ist Kirchengemeinschaft möglich?

Was trägt das neue Votum der EKD zu dieser ökumenischen Frage bei? Die Erklärung und Verwirklichung von Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft gehören zum Konzept der Kirchengemeinschaft, der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen, hinzu. Die entscheidende Frage ist nun die, ob dieses Konzept mit der Konsequenz, dass Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft auf der Grundlage einer Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums, d. h. in Bekenntnis und Lehre verwirklicht werden können, übertragbar ist auf Kirchen, die nicht das Kirchenverständnis der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen vertreten. Dieses Problem entsteht ja bereits im Verhältnis der EKD zur Kirche von England. Gerade die Kirche von England hat sich bisher nicht entschließen können, Mitglied der Leuenberger Kirchengemeinschaft zu werden, gerade, weil sie das Kirchenverständnis, hier insbesondere die Frage des historischen Bischofsamtes,

nicht geklärt sieht. Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft lassen sich auch im evangelischen Kontext nicht ohne Klärung der dahinter stehenden ekklesiologischen Fragen erklären. Dies ist eine deutliche Botschaft: Kirchen können untereinander Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft nur dann praktizieren, wenn sie das dahinter stehende Verständnis von Kirche vorab mit in die Klärung über bisher strittige Fragen einbezogen haben. Es kann keine Vereinbarung von Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft ohne die Klärung der ekklesiologischen Fragen geben.

Hier stellt sich nun insbesondere die aktuelle Frage, ob auch im Kirchenverständnis ein differenzierter Konsens möglich erscheint, also die Vorstellung von einer Einheit in versöhnter Verschiedenheit, wonach ein Konsens in Grundwahrheiten des Kirchenverständnisses die noch verbleibenden Differenzen, etwa in der Frage des Amtes, des bischöflichen Amtes und des Petrusdienstes, zu tragen vermag. Auf diese Frage weiß heute niemand eine klare Antwort. Die Chance, die ein differenzierter Konsens bietet, ist allerdings verheißungsvoll: Die Botschaft der Heiligen Schrift, die Verkündigung des Evangeliums kann in unterschiedlichen theologischen Sprachen ausgedrückt werden. Von der gemeinsamen Grundlage, von einem Grundkonsens aus können theologische Ausfaltungen, unterschiedliche Akzent- und Schwerpunktsetzungen in den verschiedenen Traditionen eingeholt werden. Diese müssen allerdings daraufhin überprüft werden, ob sie sich im Lichte der gefundenen gemeinsamen Grundüberzeugung einschließen oder eher ausschließen. Man kann also den „differenzierten Konsens“ als Versuch der Kirchen werten, das gemeinsame Erbe der Christenheit in den unterschiedlichen christlichen Traditionen aufzuspüren und festzuhalten. Einen solchen Konsens gibt es freilich nicht zum Nulltarif. Das Konzept der Kirchengemeinschaft bedarf der stetigen Erneuerung der Kirche insgesamt in Treue zu ihrer Berufung. So hatte es schon das Zweite Vatikanische Konzil hellsichtig formuliert.

Heinrich Heming

Neue Seelsorge – Inhalte und Schwerpunkte¹

Einleitung

Erlauben Sie mir zu beginnen mit einem etwas provozierenden Zitat des Schweizer Soziologen Peter Gross:

„Die Kirchen werden nicht geschlossen, aber der Küster mutiert zum Kustos. Die Besucher fallen nicht mehr vor der schwarzen Madonna in Einsiedeln auf die Knie, sondern fragen, warum sie schwarz sei oder ob sie sie kaufen können! Der Kirchturm wird nicht abgebrochen, sondern mit Solarzellen bestückt. Die Kirche produziert nicht mehr Sinn, sondern Strom!“²

Neben diesem „externen“ Blick meldet sich kaum weniger provokativ sozusagen aus dem „Binnenlager“ der Vorsitzende der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz, der Erfurter Bischof Joachim Wanke, zu Wort, dessen Analyse fast noch nüchterner klingt:

„Wir können unsere Botschaft nicht mehr überbringen. Wir können nicht mehr sagen, wozu Kirche da ist. Wir gelten als Selbsterhaltungsbetrieb. Das ist tödlich!“³

Solche Wahrnehmung von Kirche, sowohl von „drinnen“ wie von „draußen“ provoziert in mir vor allem die Frage:

Worin denn eigentlich besteht – unverzichtbar und von niemandem sonst zu leisten – die Sendung, die Aufgabe der Kirche in der Welt von heute?

Was haben wir zu bieten, was sonst niemand zu bieten hat?

Wo sind wir für die Menschen unersetzbar?

Wie können unsere Gemeinden so mit den Menschen vor Ort kommunizieren, dass deutlich wird, erkennbar, erfahrbar wird: „Kirche lebt!“?

Ich glaube, auf der Suche nach tragfähigen Antworten tun wir gut daran, nicht gleich von unserem kirchlichen Selbstverständnis, unseren formulierten Zielen, Wünschen und Hoffnungen auszugehen, sondern markante Kennzeichen gesellschaftlicher Entwicklungen in den Blick zu nehmen, um sozusagen von den Menschen und ihren Lebensbedingungen her Antworten zu finden.

Ich möchte darum zunächst einige Zeitzeichen benennen, die das Leben der Menschen heute prägen und die mir im Zusammenhang mit der Frage nach den neuen Herausforderungen der Seelsorge wichtig erscheinen. Daraus sollen dann Thesen formuliert werden für mögliches kirchliches Handeln, ohne freilich schon konkrete Modelle entwickeln zu können.

Welche gesellschaftlichen Veränderungen also nehmen wir wahr und welche pastoralen Herausforderungen lassen sich möglicherweise daraus ableiten?

Ich habe versucht, dazu jeweils zwei Begriffe gegeneinander zu stellen, die zwei (scheinbar) gegensätzliche Dimensionen heutiger Lebensweisen und Lebensbedingungen als gesellschaftliche Befindlichkeit beschreiben.

1. Mobilität und Stabilität

Der Begriff „Mobilität“ kennzeichnet eine markante gesellschaftliche Entwicklung, wie wir sie allenthalben heute mehr denn je wahrnehmen. Dazu gilt es zunächst festzustellen: Solche Mobilität ist nicht etwa ein Fluch der Menschheit, sondern im Grunde

ein naturgegebenes Überlebensprinzip! Nur weil es dem Menschen immer wieder gelungen ist, seine sozialen Räume zu öffnen, war es ihm möglich, sein Leben und sein Überleben zu sichern. Dass diese seine Mobilität immer aber in einer ausgewogenen Beziehung zu seinem Bedürfnis nach Beheimatung, nach sicherer Geborgenheit, nach Halt und Stabilität stehen muss, war dem Menschen immer bewusst. Sonst nämlich verliert er allzu leicht den Boden unter den Füßen.

Nun aber hat es den Anschein, als müssten wir heute beobachten, dass die zunehmende Mobilität unserer Zeit zu einem großen Unsicherheitsfaktor zu werden droht: Die moderne Gesellschaft fordert geradezu vom Menschen ein Höchstmaß an räumlicher Mobilität, an Beschäftigungsmobilität, an Freizeitmobilität. Ja – und da wird es fast schon bedrückend – wir konstatieren zunehmend Beziehungsmobilität und gar schon Mobilität in religiösen Bekenntnissen und Standpunkten. Und bewusst oder unbewusst, nicht wenige Menschen leiden unter solchen „Gleichgewichtsstörungen“ zwischen Stabilität und Mobilität.

Dennoch, der Wunsch nach immer mehr Mobilität ist ganz offensichtlich zu einem bleibenden Trend moderner Gesellschaft geworden.

Daraus leite ich nun folgende These ab:

Kirche in mobiler Gesellschaft wird einerseits der erweiterten Mobilität Rechnung tragen und über ihre traditionellen Räume hinaus neue Orte der Seelsorge und der Begegnung mit den Menschen erschließen müssen. Um aber der menschlichen Sehnsucht nach Halt und Beheimatung nachzukommen, braucht die Kirche auch weiterhin und gleichzeitig stabile Räume der Präsenz.

Welche pastoralen Konsequenzen nun könnten aus dieser These abzuleiten sein? –

Wenn diese These stimmt, müssen wir darüber nachdenken, wie wir auch als Kirche unser Angebot sozusagen „mobil“ präsentieren. D.h. wenn Menschen nicht mehr unsere Orte der Verkündigung aufsuchen, müs-

sen wir die Orte aufsuchen, an denen Menschen sich befinden!

Der Berliner Kardinal Georg Sterzinsky feierte kürzlich eine Arbeiter-Messe in einer S-Bahn-Werkstatt; Bischof Wanke stellte sich vor Weihnachten in einem großen Kaufhaus den Menschen zum Gespräch über „Schenken und beschenkt werden“; der Stadtdechant von Oberhausen feierte mit Jugendlichen einen Gottesdienst in einer Turbinenhalle, die als Disco ausgebaut ist, und der Bischof von Essen hat den Mut, sich mit Jugendlichen in einer Ausstellung, die in ihrem provozierenden Ansatz nicht überall auf ungeteilte Zustimmung gestoßen ist, der öffentlichen Diskussion zu stellen!

Das sind gute Ansätze, die Menschen, und gerade die kirchenfernen, beeindrucken und sogar begeistern! – *„Geht hinaus in die Welt!“*

Wo gibt es solche Orte in unseren Gemeinden oder an anderen Stellen in unserem Bistum? Wer hat schon einmal überlegt, mit Firmlingen einen Gottesdienst auf dem Tetraeder in Bottrop zu feiern, sozusagen zwischen Himmel und Erde zum Thema „Himmel und Erde“?

Die Polizei richtet mobile Wachen ein, weil sie mit ihrem Angebot den Menschen nahe sein will.

Wo und wie hält Kirche ein solches mobiles Angebot vor? Dürfen wir einfach warten, bis die Menschen zu uns kommen? Warum gehen wir nicht dahin, wo die Menschen sind? *„Immobilien machen leider so immobil“*.⁴ – So les' ich bei Rolf Zerfaß in seinem Buch „Volk Gottes unterwegs“.

Brauchen wir so was wie ein Kirchenmobil?

Rolf Zerfaß schreibt dazu: *„Wir müssen fähig werden, von einer Pastoral der Eroberung Abstand zu nehmen zugunsten einer Pastoral der Präsenz unter den Anderen!“*

Dieses Wort macht mich sehr nachdenklich!

Im übrigen: Im Zuge der Kooperation werden in den Kooperationseinheiten durch die Bündelung vorhandener Ressourcen bald Räumlichkeiten zur Verfügung stehen, über deren jeweilige Nutzung doch noch einmal ganz neu nachgedacht werden kann (und

muss!). Sehen wir eigentlich die großen Chancen, diese „alten“ Räume in neuer – und vielleicht ungewöhnlicher – Weise zu nutzen?⁵

Machen wir unsere Räume offen und einladend! Machen wir sie auch zu Ruhezeiten für gestresste Seelen, in denen Menschen sich zu Hause fühlen!

2. Offenheit und Identität

Diese Formen allgemein gesellschaftlicher Mobilität wirken sich unmittelbar auch auf die vermeintliche individuelle Stabilität aus. Das Leben der Menschen verläuft heute nicht mehr in den bekannten, fest gefügten traditionellen Bahnen. Die bisher gültige „Normalbiographie“, die alle Menschen fraglos in die Gesellschaft eingebettet hat und an der sie sich in ihrer eigenen Lebensgestaltung orientieren konnten, wird zunehmend zu einer Art „Bastelbiographie“, die immer neu entworfen werden muss. Dadurch wächst fast notwendigerweise ein Bewusstsein von großer Unsicherheit und Zerbrechlichkeit des Lebens. Wenn gültige Traditionen nicht mehr tragen, muss jeder sein Leben selbst organisieren, es als das seine sich jeweils neu aneignen.

Gerade an den „Lebenswenden“, an den „Schnittstellen“ des Lebens, an denen gravierende Veränderungen eine neue Orientierung und Ausrichtung des Lebens erforderlich machen, erfahren die Menschen die Brüchigkeit ihrer Lebensentwürfe, aber zugleich auch die Chance zu neuem Aufbruch.

Die durch Mobilität und Traditionsverlust entstandene unübersichtliche Offenheit gesellschaftlicher Verbindlichkeiten erschwert jedenfalls das Finden eigener Identität, die an den Schnittstellen des Lebens immer neu zur Frage wird.

Als Kirche spüren wir in diesem Zusammenhang, dass unsere Glaubensverkündigung und unsere Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit einem kritischen und auswählenden Bewusstsein der Menschen gegenüber stehen. Unser Angebot an Sinnstiftung und Halt ist in Konkurrenz gestellt mit

vielen anderen „Sinn“-Anbietern. Wir brauchen diese Konkurrenz nicht zu fürchten und nehmen andererseits ja auch wahr, dass Entscheidungen für die Kirche heute oft bewusster und verantwortlicher getroffen werden.

Meine These darum:

Kirche in einer zunehmend enttraditionalsierten Gesellschaft muss die vielfältigen „Schnittstellen des Lebens“ verstärkt wahrnehmen und helfen, dass Menschen sie als „Einbruchstelle Gottes“ in das eigene Leben deuten und verstehen können. Schon wegen ihrer räumlichen Nähe zu den Menschen bleibt die Pfarrgemeinde wichtiger Ort kirchengemeinschaftlicher Erfahrung, an dem Menschen sich ihrer gemeinsamen Berufung vergewissern können. Wenn wir uns angesichts zahlreicher Konkurrenz der „Wahl“ stellen, wird Freiheit statt Vereinnahmung unser Handlungsziel sein müssen!

Was ist praktisch daraus zu folgern?

Ich glaube, dass das stärkste Potential unserer Gemeinden darin besteht, an den genannten „Schnittstellen“ des Lebens kompetent und unersetzbar präsent zu sein. Daher möchte ich zu dieser „Pastoral an den Schnittstellen“ ein paar Gedanken mehr noch äußern.

Auch heute noch bieten gerade die Sakramente die Möglichkeit, Menschen an den „Schnittstellen“, an den „Lebenswenden“ abzuholen: sie darauf vorzubereiten und sie dabei zu begleiten.

Menschliche Lebensläufe sind immer weniger berechenbar und voraussehbar. Manche Ereignisse mit ihren einschneidenden Erfahrungen werden darum oft weniger als „Wendepunkte“, sondern eher als „Bruchstellen“ erlebt: als Einbrüche, Zusammenbrüche und Abbrüche, aber auch als Umbrüche und Neu-Aufbrüche. Hier gibt es selten „glatte Lösungen“ oder vorschnelle Patentrezepte – um so tiefer gehen die Anfragen an das Leben: das Leben bricht um, nimmt einen anderen Lauf und erhält einen völlig neuen Zuschnitt. An solchen

„Schnittstellen“ ahnen wir, dass vieles in unserem Leben im Letzten von uns und durch uns nicht bestimmbar, machbar, planbar ist.

An diesen „Schnittstellen“ menschlicher Lebensläufe sind Beistand und Zuspruch, Orientierung und Deutung, nicht zuletzt „Sinnggebung“ gefragt. Das alles wird nicht mehr selbstverständlich vom christlichen Glauben erwartet oder bei den Kirchen gesucht. Dennoch wird gerade in diesen Lebensfragen den Kirchen immer noch und wieder mehr hohe Kompetenz zuerkannt.

Dies trifft auch auf Menschen zu, die keine Beziehung mehr zur Kirche haben, erst recht auf eine wieder wachsende Zahl getaufter Kirchenmitglieder. Letztere nehmen nach wie vor im Rahmen der Sakramentenpastoral (Taufe, Erstkommunion, Firmung, Ehe) Kontakt zur Gemeinde auf, während die erste Gruppe bei diesen Anlässen insofern nur sporadisch (mal wieder) mit Kirche in Berührung kommt, ohne sich deshalb schon an die Gemeinde zu binden.

So gäbe es viele solcher „Schnittstellen“ zu benennen, die möglicherweise zum Ausgangspunkt dafür werden könnten, die eigene Lebensgeschichte auch als eine Geschichte Gottes mit mir wie mit jedem Menschen zu entdecken und „wahr“-zunehmen: Dazu können neben Ereignissen, die wir in den Sakramenten, in kirchlichen Riten und Traditionen feiern, auch Ereignisse gehören wie z. B. der 18. Geburtstag eines jungen Menschen, die ersten eigenen vier Wände, ein Umzug, aber auch Arbeitslosigkeit, die Pensionierung oder eine Scheidung.

Zumindest finden sich hier manchmal Anknüpfungspunkte für eine bewusstere Fortsetzung, in vielen Fällen sogar für den persönlichen Neubeginn einer Geschichte mit Gott, mit Glaube und mit Kirche. Hier ist die Seelsorge als sinngebende „Lebenshilfe“ herausgefordert.

3. Kommunikation und Sprachlosigkeit

In nie gekannter Art und Weise greifen heute die öffentlichen Medien in unser

Leben ein. Nicht nur der Inhalt der Medien-erfahrungen, sondern auch die Art dieser Erfahrung wirkt sich aus bis auf Formen sogar des religiösen Lernens. Diese Art ist geprägt von Action, Spannung und Vergnü- gen. Unsere Lebenswelten sind Medienwel- ten geworden. Die Jugendmesse „YOU“, die vor kurzem in der Grugahalle stattgefunden hat, widmete sich ausführlich dem Thema Telekommunikation, Handys, Computer und Internet. Warum? Weil den Ausstellungs- machern klar war, dass Jugendliche 60 % ihres Taschengeldes dafür ausgeben.

Auch unsere Art der Kommunikation hat sich verändert, wir reden nicht mehr ausschließ- lich „face to face“, sondern immer häufiger „virtuell“.

Das Internet bekommt zunehmende Bedeutung für Formen der Information und der Kommunikation. Gleichzeitig aber beob- achten wir wachsende Sprachlosigkeit, inso- fern man offenbar spürt, dass Kommunikati- on nicht nur ein verbales Geschehen ist, es aber immer weniger gelingt, das, was „unbe- dingt angeht“, so miteinander zu teilen, dass Verständnis und Begleitung spürbar werden.

Das bringt mich zu der These:

Kirche muss sich die veränderten Kom- munikationsstrukturen zunutze machen und sich glaubwürdig in ihnen präsentie- ren. Sie muss die neuen Medien als Chan- ce alltäglicher und normaler - auch kirchli- cher - Präsenz begreifen lernen. Sie hat gerade darin die seelsorgliche Verantwor- tung, in der Not der Sprachlosigkeit vieler Menschen Hilfe anzubieten.

Als pastorale Folgerung nur diese kurzen Gedanken:

Nach meiner Überzeugung kommen wir an der Fragestellung „Seelsorge im Internet“ nicht mehr vorbei.⁶

Hier öffnen sich Begegnungsfelder, auf denen auch Kirche ihr Gesicht und ihre Stimme zeigen muss. Hier erreichen wir eine unglaubliche Zahl von Menschen, die im Netz „flanieren“ und auch zufällig auf unse- re Seiten stoßen (allein die neue PGR-Wer- bung im Internet wurde bis heute 10.000

mal aufgerufen!) Hier liegt ein riesiges Potential, auch kirchenferne Menschen auf unverbindliche Art mit unseren Angeboten zu konfrontieren und auf uns aufmerksam zu machen. Vielleicht ist ja dieses Thema für den konkreten Gemeindealltag nicht so interessant, aber Seelsorger im Internet (die gibt es bereits) machen die erstaunliche Erfahrung, dass Menschen immer wieder nach der virtuellen auch die reale Begeg- nung suchen. Und wo sollen sie reale Ansprechpartner finden, wenn nicht in der Gemeinde?

Dann denke ich manchmal, welche Chan- cen sich wohl damit verbinden könnten, wenn wir im Bistum einen „neuen Ort“ schaffen würden, der auf besondere Weise kommunikativ und „multikulturell“ - im Sin- ne verschiedener kultureller und medialer Angebote - ist. Interessierte Menschen hät- ten die Möglichkeit, hinein- und auch wie- der hinauszugehen, ohne sich binden zu müssen. Sie könnten Kirche aber so auf eine kommunikative Weise erfahren, die Lust macht auf mehr. Die Kölner zeigen jeden- falls erfolgreich mit ihrem „Domforum“, wie so etwas aussehen könnte.

Wenn wir Orte für eine „Kommunikati- onspastoral“ (Ebertz) auch mit „Außenste- henden“ erschließen wollen, müssen wir viel stärker als bisher „kundenfreundlich“ agie- ren und noch stärker „niederschwellige“ Angebote in den Blick nehmen.

4. Erlebnis und Erfahrung

Hinter der griffigen Vokabel der „Erlebnis- gesellschaft“ steht die Behauptung, dass wir uns von einer „Überlebens-“ zu einer „Erleb- nisgesellschaft“ entwickelt haben. In dem Maße, in dem unser Lebensstandard der letzten Jahrzehnte gestiegen ist und wir es scheinbar nicht mehr nötig haben, unser „Überleben“ zu sichern, bildet sich eine Kul- tur heraus, in der das Leben seine Bedeut- samkeit an der Vielzahl und Intensität von Erlebnissen misst.

Dem entspricht, dass eigene Erfahrungen stärker gewichtet werden als die herkömmli-

che Tradition. Für das persönliche Reifen und Wachsen im Glauben heißt das: An die Stelle der Autorität überlieferter heiliger Schriften tritt die Evidenz der im eigenen Erleben gefundenen Glaubensgewißheit.

Meine These:

Wir haben menschliche Sehnsucht nach Erlebnis-Intensität ernst zu nehmen und verstärkt kirchliche „Erlebnis-Räume“ zu schaffen. Da unser größtes „Kapital“ der menschgewordene Gott ist, verkünden wir ihn nicht nur im Wort, sondern ermöglichen „Gottes-Begegnungen“. Dabei sind wir uns darüber im Klaren, dass tiefe Erlebnisse die Qualität haben, zu einer „Erfahrung“ zu werden. Hier ist unsere deutende Kompetenz in hohem Maß gefordert.

Auch dazu wieder als denkbare pastorale Perspektive diese Überlegungen:

Bei aller Zurückhaltung gegenüber dem Philosophen Peter Sloterdijk hat er dennoch zwei - wie ich finde treffende - Stichworte in die Gesellschaftsdebatte geworfen, mit denen er die derzeitige Stimmung beschreibt: Es gehe den Menschen heute um „Erlebnis“ und „Erleichterung“. Ich finde, diese beiden Begriffe treffen den Zeitgeist ziemlich genau. Aber mich fasziniert noch mehr, dass wir in unserer Botschaft um diese Sehnsucht der Menschen wissen und dafür zwei andere Vokabeln haben: Wir reden von „Erfahrung“ und „Erlösung“!

Der Unterschied mag manchem minimal vorkommen, und doch ist er gravierend. In unserer Firmvorbereitung sind wir vielerorts dazu übergegangen, „erlebnisorientiert“ auf die Firmung vorzubereiten und machen damit gute Erfahrungen, wenn es den Katecheten gelingt, die Erlebnisse der Firmlinge in „Erfahrungen“ zu verdichten. Wenn die Menschen (und gerade die jungen) in ihren Gemeinden nichts mehr erleben, stillen sie ihren Hunger woanders.

5. Säkularisierung und Geheimnis

Wir leben in einer säkularisierten Welt. Und trotzdem bleiben die Menschen „unheilbar religiös“.

Sie spüren, dass Aufklärung, Säkularisierung und Fortschritt und Technik nicht alles sind. Der Kölner Theologieprofessor Hans-Joachim Höhn spricht davon, dass die Menschen ihre religiösen, ungestillten Sehnsüchte zwar in „gottfernen, aber religionsfreundlichen“, Räumen und Zusammenhängen leben. Und tatsächlich werden ja kulturelle und sportliche Events mit großem Einsatz quasi-liturgisch inszeniert. Dass viele solcher Veranstaltungen auch einen religiösen Hintergrund haben könnten, ist nicht zufällig.

Ich formuliere daraus die These:

Offenheit für alle suchenden und fragenden Menschen bleibt eine vorrangige Option von Kirche. Wir stehen vor der Herausforderung, vielfältige Möglichkeiten zur Auseinandersetzung zu schaffen, statt uns von den vermeintlich „Anderen“ vorschnell abzugrenzen. Und für alle Menschen, deren Sehnsucht nach „Mehr“ im Alltag noch nicht erloschen ist, sollten wir auch als „feiernde Kirche“ erfahrbar sein, die ihre Liturgie offen und selbstverständlich einladend begehrt.

In pastoraler Konsequenz halte ich es für notwendig, dass sich alle Gemeinden unseres Bistums der Auseinandersetzung mit den Zeichen der Zeit stellen. Wir haben deshalb seitens des Seelsorgeamtes vor, den Gemeinden im kommenden Jahr unter kompetenter Begleitung solche Angebote zu machen.

Im Rahmen von ein- bis zweitägigen Tagungen geht es darum, gemeinsam „Zeichen der Zeit“ zu erheben und zu bewerten, um konkret in jeder Gemeinde oder Kooperationsseinheit daraus zu folgernde Konsequenzen für die Seelsorge zu bedenken. Auseinandersetzung statt Abgrenzung wäre das Leitmotiv. Wir hoffen, dass möglichst viele Gemeinden von diesem Angebot Gebrauch machen werden!

Ich meine weiter, dass wir auch im liturgischen Bereich zu überlegen haben, ob wir nicht auch noch mehr liturgische Formen entwickeln müssen für Menschen mit gerin-

ger liturgischer Bildung und Praxis, z. B. in Form von nicht-sakramentalen Gottesdiensten. Mögliche Anlässe dürften durchaus auch weltliche „Festtage“ sein wie z. B. der Valentinstag, an dem wir einen thematischen Gottesdienst zum Thema „Leben in Beziehungen“ anbieten (Vorschlag Wanke). Viele Beispiele für alternative Formen wären zu entwickeln. Wir haben doch Phantasie genug! Auch der Kirche fernstehende Menschen haben ein Recht auf „segnende Erfahrungen“. Ich erinnere mich, dass ich in meiner Kaplanszeit noch öfter um den „Verlobungssegen“ gebeten wurde, der m. E. heute beim Zusammenleben schon vor der Eheschließung von noch viel aktuellerer Bedeutung sein könnte. Jedenfalls stimme ich Bischof Wanke sehr zu, der hier von einer „Pastoral der Gratuität“ spricht: Wir segnen, weil Gott uns längst gesegnet hat!

Unsere Aufgabe ist zu säen, und Gott läßt wachsen! Auch ein Segen kann ein Samenkorn sein!

6. Individualisierung und Pluralisierung

Angesichts der Vielfalt der Weltansichten und dem stärker werdenden Auseinanderklaffen von Gesamtgesellschaft und privater Lebenswelt steht der einzelne Mensch heute vor dem Problem, seinen Lebensentwurf selber wählen und verantworten zu müssen. Er wird mehr und mehr zum „Sinn-Wähler“, zum „Bastler“ seiner eigenen Identität. Die Tatsache pluraler Lebensformen findet in unserer Gesellschaft eine immer stärkere Akzeptanz nach dem Motto: „Jedem das Seine, jeder nach seiner Façon“. Experimentieren ist erlaubt und genießt eine höhere Plausibilität als ein dogmatisches Lehrgebäude, das mit Logik und begrifflicher Strenge operiert.

Man möchte fast wortspielerisch sagen: Der „homo sapiens“ hat sich in der Moderne zu einem „homo optionis“ entwickelt, der die Möglichkeit haben will, aus-wählen zu dürfen! Gerade junge Erwachsene (aber auch ältere) sind von diesem Zeitgeist sehr geprägt. So lautet das Motto der bereits

zitierten YOU: Mitmachen, Anfassen, Ausprobieren!

Diese Grundstimmung unserer „multiopionalen Gesellschaft“ (Peter Gross) ist nicht mehr zurückzunehmen.

These:

Kirche wird den Mut finden müssen, auch Laborsituationen zu fördern, neue Weisen und Formen der Begegnung mit Menschen auszuprobieren. - Versuche, neue religiöse Ausdrucksformen zu finden, geschehen aber in dem Verantwortungsbewusstsein, alles zu prüfen und nur das Gute zu behalten. Aber auch dies ist ein gewünschter und anerkannter Weg, unsere Option für die Jugend zu stärken.

Für das, was pastoral daraus abzuleiten ist, können vielleicht diese wenigen Gedanken genügen:

Natürlich erfüllt es mich mit Stolz, dass die „Jugendkirche“ in Oberhausen weit über das Bistum Essen hinaus Resonanz findet. Doch brauchen wir noch mehr solcher unterschiedlicher „Glaubensorte“, an denen Menschen – auch zielgruppenorientiert – ihre religiösen Fragen stellen dürfen. Statt über den sicher schwierigen Begriff „Jugendkirche“ zu stolpern, ist mir hier das Anliegen und die pastorale Intention wichtig, von der ich überzeugt bin. Mehr noch, mir wäre wichtig, auch einmal darüber nachzudenken, ob solche Formen zielgruppenspezifischer Präsenz der Kirche sich nur für Jugendliche denken lassen; ob nicht auch vorstellbar eine „Kinderkirche“, eine „Kunst- und Kultur-Kirche“, eine „Akademiker-Kirche“ wäre?

7. Reichtum und Armut

Zu diesem Begriffspaar, das wir als besondere Herausforderung geradezu an die Glaubwürdigkeit der Kirche sicher alle sehen, begnüge ich mich mit ein paar Momentaufnahmen aus der Diskussion über „Armut“ und sogenannte „Neue Armut“.

Wir leben in einer „reichen“ Gesellschaft, und dennoch gibt es das Faktum der zuneh-

menden Verarmung verschiedener Bevölkerungskreise. Die Lösung der damit verbundenen Probleme haben wir weitgehend an den Staat oder an große (dann vor allem auch kirchliche) Institutionen delegiert.

Wo macht denn der, dem es selbst materiell gut geht, konkrete Erfahrungen mit der Realität der Armut?

Wo findet eine wirkliche Begegnung mit den Armen statt?

Überspitzt formuliert, erschöpft sich doch über weite Strecken die Solidarität der Menschen untereinander in unserer Gesellschaft im steuerlichen Solidarbeitrag oder – kirchlich gewendet – in der Kollekte am Caritassonntag. Und das gilt ähnlich für das weltweite Verhältnis von Arm und Reich.

Wir wissen um die Armut, aber wir spüren die Armen nicht mehr.

Eine weitere Dimension von Armut ist mir in diesem Zusammenhang genauso wichtig: Ich meine die „seelische Armut“, von der ich den Eindruck habe, dass sie mit größer werdendem materiellen Reichtum noch zunimmt. Weil unsere Gesellschaft zudem immer stärker auf Funktionalität und Machbarkeit achtet, bleiben seelische Bedürfnisse oft auf der Strecke. Die „Obdachlosigkeit der Seele“, von der Zulehner geschrieben hat, nimmt allerorten zu.

Ich formuliere meine These so:

Kirche muss sich verantwortlich wissen für die gesellschaftlich an den Rand Gedrängten und Zurückgesetzten, für die Entrechteten und alle Menschen in Not. Wenn sie glaubwürdig bleiben will, darf sie nicht neben den Problemen der Gesellschaft her leben, sondern muss mitten in der Gesellschaft präsent sein und eine Haltung „kultureller Diakonie“ entwickeln.

Auch von dieser These ausgehend noch ein paar pastorale Überlegungen:

Auf den beiden lateinamerikanischen Bischofskonferenzen von Medellín (1968) und Puebla (1979) wurde eine neue pastorale Praxis formuliert, deren Ziel die „umfassende Befreiung“ des Menschen ist. Zentrales Element dieser Pastoral ist die *Option für*

die Armen: – „Zeugnis geben für die Gerechtigkeit ist im neuen Sinn dieses Wortes ein Akt der pastoralen Verantwortung.“⁷ – So zu lesen in „Armut: Eine Herausforderung Gottes“ von Elmar Klinger.

„Gerechtigkeit“ hat natürlich primär eine ökonomische Dimension. Aber von Josef Pieper habe ich gelernt, dass Gerechtigkeit als Tugend auch eine fundamental anthropologische Dimension hat. Für Pieper bedeutet Gerechtigkeit nicht, „allen dasselbe“ zu geben, sondern „jedem das Seine“!

Kirche – und damit alle unsere Gemeinden – tritt ein für eine Gesellschaft, an deren Entscheidungsprozessen und Lebensmöglichkeiten alle gleichermaßen teilhaben können. Alle müssen die gleiche Chance haben, über ihr eigenes Leben entscheiden zu dürfen. Hierfür muss Kirche Anwalt sein!

Wir dürfen also nicht aus dem ökonomischen Blickwinkel der vermeintlich Reichen auf die Armen schauen, sondern müssen die Perspektive wechseln: Die Armen sind der Bezugspunkt, von dem aus die soziale Wirklichkeit mit ihren politischen, ökonomischen und kulturellen Fragen betrachtet und beurteilt wird. Das bedeutet natürlich, dass wir die Armen wahrnehmen müssen in ihrer sozialen Situation, ihren materiellen Verhältnissen sowie in ihren gesamten Lebensumständen.

Aber wir müssen auch die „seelisch“ Armen in ihrer Bedürftigkeit wahrnehmen!

Vielleicht müssen wir eine Pastoral der „kulturellen Diakonie“ entwickeln, eine Kultur der Diakonie, die den Menschen in seiner ganzen Bedürftigkeit ernst nimmt und wertschätzt. Das Kleine und Schwache hat Gott erwählt ...

Eine nach der *Option für die Armen* konzipierte Pastoral wird freilich nur dann glaubwürdig sein können, wenn auch die Kirche im eigenen Lebensstil diese Perspektive der „Armut“ einnimmt.

Das bedeutet nicht, auf alles zu verzichten, einen ausschließlich asketischen Lebensstil zu führen, sondern alle in der Gesellschaft Lebenden gleichermaßen zu einem selbstbestimmten Leben zu ermächtigen!

Schluss

Wir brauchen eine neue, erweiterte Sicht unseres seelsorglichen Dienstes. Dabei kann die bisherige Pfarrseelsorge nicht ersetzt werden. Aber wir müssen sie an manchen Stellen ergänzen. Vermutlich geht es um noch mehr als „Ergänzung“. Wir müssen in unserer Pfarrseelsorge eine neue Weite und Offenheit gewinnen, wenn wir den neuen Herausforderungen gerecht werden wollen. Für eine Kirche in der „Postmoderne“ wird es keinen global gültigen „Königsweg“ pastoraler Praxis mehr geben – wohl aber viele lokale Wege und Fahrten, die je unterschiedlich begangen werden dürfen.

Abschließen möchte ich mit einem Zitat von Papst Johannes Paul II.:

„Die Kirche ist immer eine Kirche der Gegenwart. Sie betrachtet ihr Erbe nicht als den Schatz einer überholten Vergangenheit, sondern als eine kraftvolle Inspiration, um die Pilgerreise des Glaubens *auf immer neuen Wegen* voranzutreiben.“

(Johannes Paul II. 1996 in Frankreich)

tung dieses Mediums stehen wir sicher noch am Anfang.“ (Die deutschen Bischöfe: „Zeit zur Aussaat“. Missionarisch Kirche sein. 26.11.2000. S. 22)

⁷ Elmar Klinger: *Armut: Eine Herausforderung Gottes. Der Glaube des Konzils und die Befreiung des Menschen.* Zürich 1990, 100.

Anmerkungen:

¹ Dieser Beitrag basiert auf einem Referat für das Pastoralgespräch im Priesterrat des Bistums Essen am 25. Juni 2001.

² Peter Gross: *Die Multioptionsgesellschaft.* Frankfurt 1994, 105.

³ KNA 8. März 2001.

⁴ Rolf Zerfaß: *Das Volk Gottes unterwegs – In der Fremde, unter den Völkern.* In: *Handbuch Praktische Theologie*, Bd. 1, hg. v. H. Haslinger u. a., Mainz 1999, 175.

⁵ „Einen zur Kapelle umgebauten Waggon hat die Orthodoxe Kirche in Russland von den Eisenbahnern des Landes geschenkt bekommen. Die erste Kirche auf Schienen solle mit Altar und Glocken in entlegene Gegenden des Landes fahren, teilte das Eisenbahnministerium in Moskau mit. In der mobilen Kapelle sollen nicht nur Gottesdienste, sondern auch Taufen, Trauungen und Todesmessen gefeiert werden.“ (RP 17. 10. 2000)

⁶ Neben der YOU kann man auch die deutschen Bischöfe zitieren: „Eine besondere Herausforderung stellt das Internet dar. Wir wissen, dass vornehmlich junge Menschen darin eine Möglichkeit sehen, sich kommunikativ mit der Welt zu vernetzen. In der Wahrnehmung der Bedeu-

Patrik C. Höring

Neue Wege in der Kinderpastoral

Neue Wege in der Kinderpastoral will das Erzbistum Köln mit seinem von Mitarbeitern der Abteilung Jugendseelsorge entwickelten „Kinderpastoralkonzept“ gehen.¹ Anlass hierfür war einerseits das 1999 in Kraft gesetzte „Pastorale Rahmenkonzept für die kirchliche Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit im Erzbistum Köln“,² andererseits die langjährige Praxis u. a. von Kindergemeinschaftstagen in der Bildungsstätte Steinbachtalsperre/Kinderzentrum im Erzbistum Köln. So ergänzen sich in diesem Konzept Ergebnisse der theoretischen Fachdiskussion und Erfahrungen einer hohen praktischen Kompetenz.

Bemerkenswert ist das Konzept vor allem, weil es, über die Konzepte von Verbänden oder einzelnen Einrichtungen hinaus, Leitlinien für das Handeln mit 6 – 12jährigen darlegen will. Damit prägt es den Begriff einer spezifischen Kinderpastoral und trägt der Eigenständigkeit dieser Lebensphase Rechnung.

Kindheit heute

Gemäß des praktisch-theologischen Dreischritts „Sehen-Urteilen-Handeln“ beleuchtet das Konzept zunächst Rahmenbedingungen einer Kindheit heute aus Sicht der Humanwissenschaften. Hier wird noch einmal deutlich herausgestellt, dass Kinder heute früher selbstbewusst und – graduell – selbstständig werden bzw. werden müssen. Schon dies weist darauf hin, dass (auch) Kinder als Subjekte ernst zu nehmen sind – ein Anliegen, das auch an anderen Stellen immer wieder auftaucht. Deutlich wird auch, dass die Kindheit angesichts einer Ökonomisie-

rung der Gesellschaft nicht einfacher und für die Persönlichkeitsbildung notwendige Spiel-Räume für Wahrnehmung und Bewegung kleiner geworden sind. Weitere Beobachtungen zu Themen wie Familie, Schule, Medien und Konsum, Freizeit, Wohnumfeld/Verkehr und Kirche ergänzen kurz, aber durchaus differenziert das Bild.

Kinder und Kirche

Im Rahmen der Bestandsaufnahme zur Kinderpastoral im Erzbistum Köln wird selbstkritisch angemerkt, Kinder „lediglich im Bereich Sakramentenkatechese ... nicht nur mit gedacht, sondern auch genannt“ zu haben.³ Dies zu ändern, ist Ziel des Papiers. Hinweisen können die Verfasser andererseits auf eine Fülle von Praxen in den Feldern der gemeindlichen, verbandlichen und offenen Kinder- und Jugendarbeit, gleichwohl auch Desiderate benannt werden.

Theologische Leitlinien

Wichtig auch in der Kinderpastoral ist das „personale Angebot“, das seit dem Würzburger Synodenbeschluss zur kirchlichen Jugendarbeit zum Kernpunkt der (Kinder- und Jugend-)Pastoral geworden ist. Kinderpastoral vollzieht sich dabei in den „gemeinschaftsstiftenden (Koinonia) kirchlichen Lebensvollzügen Liturgie, Verkündigung und Diakonie“.⁴ Mit dieser Position sind die Grundannahmen dargelegt. Eine neue Profilierung soll die Praxis aber durch das Verständnis von Kinderpastoral als „evangelisierendem Handeln“ erfahren. Damit knüpft das Konzept nahtlos an das bereits genannte Rahmenkonzept für die kirchliche Jugendarbeit an, das sich ebenfalls am Modell der Evangelisierung im Gefolge von „Evangelium nuntiandi“ orientiert.

Dialogischer Prozess zwischen Kindern und Erwachsenen

Im Unterschied dazu wird aber im Kinderpastoralkonzept noch stärker der wechselseitige Charakter des Evangelisierungsprozesses herausgearbeitet. Dieser wird beschrieben als:

1. Wahrnehmen der Lebenswirklichkeit von Kindern;
2. sich von Kindern evangelisieren lassen / sich beschenken lassen;
3. Anteil geben von dem, was einem selbst Hoffnung schenkt;
4. Leben und Glauben feiern und vor Gott tragen.⁵

Damit wird wahrlich Neuland betreten. Entgegen allen pädagogischen und katechetischen Bemühungen, die Kinder über sich ergehen lassen müssen wird hier davon gesprochen, dass Kinder eine eigenständige Kraft in der Kirche sind, die uns als Erwachsene evangelisieren! Die Volkswisheit „Kinder mund tut Wahrheit kund“ bekommt damit ein ganz neues, theologisches Gewicht. Was immer schon postuliert wurde, erfährt hier seine Glaubwürdigkeitsprobe: Kinder sind nicht nur Adressaten, sondern zunächst und vor allem Subjekte eines dialogischen Prozesses!

Ein Perspektivenwechsel

Damit vollzieht das Konzept einen von ihm selbst immer wieder benannten Perspektivenwechsel. Evangelisierende Praxis ist demzufolge ein gemeinsames Handeln, nicht für das Kind, sondern mit ihm.⁶ Das Kind wird zum Mittelpunkt der Praxis; das Kind in seiner Ganzheit von Körper, Geist und Seele; das Kind mit seinen Begabungen und Talenten, aber auch seinen Bedürfnissen. Dies erfordert – auch angesichts einer differenzierten Lebenswelt – vor allem eine vielfältige Praxis. Dies erfordert aber auch – auf dem Hintergrund der Rede vom „personalen Angebot“ – Menschen, die Angenommensein und Zusammengehörigkeit erlebbar machen, die respektvoll auf Kinder zugehen

und an ihnen interessiert sind. Sie brauchen Menschen, die mit Lebensfreude von ihrem Glauben Anteil geben und damit Orientierung anbieten. Und auch hier ist es ein Dialog: Es „ist wichtig, dass der Erwachsene nicht zwangsläufig immer den Weg vorgibt.“⁷ „Nicht immer“, aber doch auch dann, wenn es notwendig ist.

Partner und Orte

Notwendige Rahmenbedingungen dafür sind nicht nur entsprechend kompetente Personen, sondern auch deren kontinuierliche Präsenz. Sie erst ermöglichen Beheimatung – eine Herausforderung für die Personalpolitik des Bistums wie für jeden Mitarbeiter/-in. Partner dabei sind die Eltern. Der vorrangige Ort ist – immer noch und entgegen aller Schwierigkeiten – die altersspezifische Gruppe (im Unterschied zu den Entwicklungen in der Jugendarbeit). Kinderpastoral ereignet sich darüber hinaus in der Pfarrei. Ihr wird aufgrund der überschaubaren Strukturen und des örtlichen Bezugs eine wichtige Rolle zugewiesen, die es auch in der aktuellen Debatte um die Neuordnung der Territorialeseelsorge zu beachten gilt.

Chancen werden ebenfalls gesehen in Liturgie und Katechese, in schulnahen Angeboten sowie in der – nun theologisch plausiblen – Partizipation von Kindern in Kirche und Gesellschaft. Notwendig bleibt die Ermöglichung von Sport und Bewegung, auch in den bereits genannten Feldern der (Kinder-)Pastoral. Eine Liste von Aufgaben und Partnern in der Kinderpastoral rundet das Konzept ab.

Ausblick

Damit ist das Konzept nicht der Endpunkt einer Entwicklung (es ist nicht Ergebnis eines diözesanen Konsensprozesses wie das Rahmenkonzept zur kirchlichen Jugendarbeit), sondern ein Beginn. Es gilt ins Gespräch zu kommen über die hier geäußerten

Postulate. Es gilt bei der Neuordnung der Seelsorge die Kinder und damit die Ortsnähe nicht aus dem Blick zu verlieren. Es gilt für die theologisch als notwendig erachtete Partizipation nach entsprechenden Formen zu suchen. Es gilt Menschen zu befähigen, ein glaubwürdiges „personales Angebot“ zu sein. Es gilt die Kooperation zu suchen und zu vertiefen zwischen Kinderpastoral und Schule, Kinderpastoral und Elternarbeit. Es gilt Orte und Räume zu schaffen in unserer Kirche, in denen Kinder sich bewegen können, in denen Kinder die Kirche bewegen können.

Anmerkungen:

- ¹ „Pänz, Pänz,...“ – Konzeptionelle Grundlagen auf dem Weg zu einer Kinderpastoral im Erzbistum Köln (Schriften zur Jugendpastoral im Erzbistum Köln 8). Köln 2002.
- ² Pastorales Rahmenkonzept für die kirchliche Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit im Erzbistum Köln (Schriften zur Jugendpastoral im Erzbistum Köln 3). Köln 2000. Kritische Würdigung bei Schöbler, S.: Evangelisierung. Eine angemessene Antwort auf jugendliche Religiosität der Gegenwart?, in: Pastoralblatt 53 (2001), 112–116.
- ³ Pänz, Pänz, 17.
- ⁴ Vgl. ebd., 18.
- ⁵ Vgl., ebd., 47.
- ⁶ Vgl. ebd., 28.
- ⁷ Vgl. ebd., 32.

Michael Wüstenberg

Gemeindebildung durch den Einsatz mitverantwortlicher Leader

Einführung

Wenn ich als Missionar aus Südafrika auf Heimaturlaub nach Europa komme, wird mir von den Erfahrungen mit Seelsorgeeinheiten oder Pastoralen Räumen erzählt. Angesichts einer auch durch den Priestermangel verursachten Krise spiegeln sie die Suche nach Wegen in die Zukunft wieder: Wie können Gemeinden künftig leben? Weil es bei dieser Frage nicht nur um Krisenmanagement gehen kann, sondern um die Entwicklung zukunftsweisender Perspektiven, erfahre ich des öfteren das Interesse, Anregungen – nicht Kopiervorlagen – im Blick auf Gemeindebildung in der Praxis der afrikanischen Kirche zu finden. Die ersten Fragen drehen sich dabei meistens um die Kleinen Christlichen Gemeinschaften oder Christlichen Basisgemeinschaften. Ich weise dann gerne auf eine möglicherweise viel zu wenig beachtete Säule unserer Pastoral hin: Der Einsatz von ehrenamtlichen Laien in den Gemeinden trägt auf verschiedene Weise deutlich zur Gemeindebildung bei. Als diese „Leader“ eingeführt wurden, stand nicht die Frage des – hier wesentlich stärkeren – Priestermangels im Vordergrund, sondern die Frage, wie wir Kirche sein können. Gespräche in deutschen Gemeinden haben mir gezeigt, dass die positiven Erfahrungen mit der von Pastoralen Mitarbeitern und Laien gemeinsam getragenen Verantwortung auch andernorts dazu ermutigen können,

behutsam weitere Schritte in die Zukunft zu bedenken. Auch mit den hier vorgelegten Überlegungen wird die Frage des Priestermangels nicht gelöst.¹ Es besteht allerdings die Hoffnung, dass neue Wege in der Gemeindepastoral auch neue Perspektiven für dieses Problem eröffnen können.

Kontext

In vielen afrikanischen Gemeinden hängt Wesentliches im Gemeindeleben, in der Gemeindebildung und in der Glaubensverkündigung von sogenannten „Laien“ ab. Hintergrund der folgenden Überlegungen sind die Erfahrungen in der Pfarrei von Sterkspruit im ehemaligen südafrikanischen Homeland der Transkei. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung sind Xhosa und Sotho. Die Pfarrei hat 24 Gottesdienststationen, die als Gemeinden bezeichnet werden. Die entlegenste Außenstation ist Rhodes mit 190 km Entfernung vom Hauptort.

Die Herausgabe des Pastoralplans für die Kirche im südlichen Afrika im Jahr 1989 war in Sterkspruit der Anlass für die systematische Einführung von Leadern.² Vorher gab es Katechisten, die als Hauptamtliche oder Teilzeitkräfte Aufgaben wie Katechismusunterricht und auch Beerdigungen übertragen bekommen hatten. Sie arbeiteten als Einzelpersonen. Sie wurden gern als „Säulen der Mission“ oder auch als „Repräsentant des Priesters“ bezeichnet; manchmal wurden sie von einzelnen Helfern aus den Gemeinden unterstützt. Die Erfahrung mit ihrem Einsatz zeigte, dass Gemeinden mit Katechisten eher zu Versorgungsdenken neigten.

Heute bilden die Leader einen wesentlichen Baustein für den Aufbau von Gemeinde. Ich orientiere mich im folgenden am Beispiel von Beerdigungsleitern. An ihm werden viele Aspekte deutlich, die auch für andere Leader wie Katechismus-Lehrer, Sonntagsgottesdienstleiter, Begleiter von Katechumen oder Leader für die Vorbereitung der Taufe von Kleinkindern eine Rolle spielen.³ Die Leader erfüllen ihre Aufgaben normalerwei-

se selbständig in kleinen Teams von meist drei Personen.

In der Pfarrei von Sterkspruit wurden im Jahr 2000 insgesamt 425 Leader (306 Frauen und 119 Männer) für eine Amtszeit von drei Jahren gewählt. Sie arbeiten mit drei Priestern und zwei Schwestern als Hauptamtlichen zusammen.

Der Einsatz von *Leadern* ist gemeindebildend

Die Vision des Pastoralplans bildet die Grundlage für die Arbeit mit den Leadern. Grundidee und Thema sind nicht etwa die Überwindung von „Priestermangel“. Die Vision zielt auf Kirche als Gemeinschaft und spricht von einer *Community serving Humanity*, von einer Gemeinschaft, die den Menschen dient.⁴ Als Methoden zum Aufbau einer solchen Gemeinschaft werden Kleine Christliche Gemeinschaften und die Arbeit mit Projektgruppen verstanden. Diese Vision, die während der bedrückenden Zeit der Apartheid in einem langen Prozess formuliert wurde, hat auch unter veränderten Vorzeichen weiter Gültigkeit.

Sofield und Kuhn⁵ haben bei einer Untersuchung in Irland zwei Grundbedürfnisse in Gemeinden herausgearbeitet: Das Bedürfnis nach Gemeinschaft und das Bedürfnis nach dem Wort Gottes. Diese Bedürfnisse decken sich mit denen, die Hinterbliebene im Blick auf die Leader von Beerdigungen ausdrückten: Sie sehnen sich nach erfahrbarer Gemeinschaft untereinander, mit dem Verstorbenen, den Vorfahren und mit Gott. Darüber hinaus wird das Wort Gottes in Schrift und Predigt als Quelle von Stärke und Hoffnung erwartet.

Mit diesen Grundbedürfnissen im Hintergrund kann man fragen, was die „Projektgruppe“ der Beerdigungsleiter zum Aufbau der Gemeinschaft der Christen beizutragen hat. Einige weitere Fragen können zur Antwort beitragen: Wie werden die Leader (aus-) gewählt? Wie werden sie ausgebildet? Wie treffen sie Entscheidungen über die Form einer Beerdigung? Was geschieht in ihrer

Verkündigung? Wie arbeiten sie miteinander und mit den Hauptamtlichen zusammen?

Auswahl

Während in der Phase der Einführung der neuen Leader-Rollen die pastoralen Mitarbeiter eine wesentliche Rolle auch in der Auswahl der Leader spielten, ist deren Auswahl oder Wahl inzwischen fast völlig in die Verantwortung der Gemeinden übergegangen; die Hauptamtlichen assistieren dabei, indem sie die Kriterien für die Auswahl mit den Gemeinden ausarbeiten, auf mögliche Schwachpunkte hinweisen und Fragen stellen.

Wo innerhalb der Gemeinden Kleine Christliche Gemeinschaften existieren, suchen in erster Linie sie die Leader aus ihren Reihen. Sie kennen deren Qualitäten am besten. Für viele Leader ist es inzwischen selbstverständlich geworden, selbst nach möglichen neuen Leadern Ausschau zu halten und sie dann vorzuschlagen. Listen mit den ausgewählten Leadern werden dann im örtlichen Pfarrgemeinderat besprochen und in der Regel akzeptiert. Die zugrundeliegenden Kriterien für die Auswahl sind menschliche Qualitäten und die Befähigung für die entsprechende Aufgabe. Das entscheidende Kriterium in der Auswahl ist die Frage, ob ein Leader der Gemeinde dienen wird oder nur eine Position sucht, von der aus er möglicherweise Macht über andere ausüben kann. Es wird weiterhin darauf geachtet, dass nach Möglichkeit mehrere Personen für eine Aufgabe wie Beerdigungsleiter gewählt werden. Das ermöglicht den Einsatz von Leadern in Teams und unterstreicht das Interesse an Gemeinschaft. Darüber hinaus ist angezielt, dass eine Person nach Möglichkeit nur für eine Aufgabe gewählt wird. Dieses Ideal, das als Zielvorstellung noch nicht immer erreicht wird, will die Überlastung einzelner verhindern und zur aktiven Beteiligung vieler in der Gemeinde motivieren.

Der Prozess der Auswahl der Leader bringt die Gemeinde zusammen: in den Kleinen Christlichen Gemeinschaften, im Pfarrge-

meinderat und mit dem Priester. Sie trägt zur Erneuerung des Bewusstseins und der Verantwortung dafür bei, worum es letztlich geht: Den Aufbau von Gemeinde im Dienst am Zeugnis des Glaubens. Dies dient zugleich der Antwort auf der Sehnsucht nach Gemeinschaft.

Die in der Gemeinde und nur für die jeweilige Gemeinde ausgesuchten Leader sind nicht mehr „Repräsentanten des Priesters“, sondern Repräsentanten der Gemeinde. Sie sind ihren Gemeinden gegenüber verantwortlich und rechenschaftspflichtig. In den seltenen Fällen, in denen es Probleme mit Leadern gibt, kann sich das zum Beispiel dadurch ausdrücken, dass jemand nach drei Jahren von der Gemeinde nicht wiedergewählt wird.

Ausbildung

Um ihre Aufgabe angemessen ausführen zu können, bedarf es für die Leader neben den wichtigen persönlichen Qualitäten auch der Kompetenz. Sie wird unter anderem in den Kleinen Christlichen Gemeinschaften und der systematischen Ausbildung gefördert.

Die Kompetenz der Beerdigungsleiter in der Verkündigung kommt wesentlich auch vom „Bibel-Teilen“ in den Kleinen Christlichen Gemeinschaften. Diese spirituelle Fundierung hat zu einem vertrauten Umgang mit der Bibel geführt und vielen geholfen, das frühere Gefühl von Minderwertigkeit zu überwinden. Bei den vielen ökumenischen Ereignissen, zu denen auch eine Beerdigung zählt, hatten Katholiken nie richtig etwas zu sagen gehabt. Während die Vertreter anderer Konfessionen eloquent predigten, hingen sie vom Priester ab, der oft nicht verfügbar war. Das führte sogar dazu, dass manche lieber Prediger anderer Kirchen einluden, ehe gar nichts gesagt wurde. Der Umgang mit der Bibel hat das Selbstvertrauen wesentlich gestärkt. Hier sehen wir ein Beispiel dafür, wie eine geistliche Gemeinschaft die Leader bestärkt und befähigt, die dann in ihrem Dienst wiederum die Gemeinde stärken werden.

Dank der kontinuierlichen Bemühungen der pastoralen Mitarbeiter ist die Aus- und Fortbildung von Leadern innerhalb von nur etwa zehn Jahren zum festen Bestandteil der pastoralen Arbeit und sogar zu deren deutlichem Schwerpunkt geworden. Die Rolle des Priesters ist zu großen Teilen der von Jesus als Lehrer ähnlich geworden. Noch sind es oft die pastoralen Mitarbeiter, die zur Ausbildung einladen. Eine deutliche Tendenz geht aber dahin, dass die Gemeinden selbst ihre Bedürfnisse im Blick auf Aus- und Fortbildung formulieren und ihre Wünsche an das pastorale Team herantragen.

Anfangs richtete sich die Ausbildung auf die spezifischen Aufgaben wie zum Beispiel die Struktur des Gottesdienstes und die verschiedenen Rollen. Sie zielte normalerweise direkt auf die jeweiligen Leader und wurde von Priestern und Katechisten gegeben. Inzwischen bilden auch erfahrene Leader andere Leader und Gemeindeglieder aus. Das geschah anfangs im Blick auf die technischen Fertigkeiten wie: Wohin gehe ich, wo stehe ich im Gottesdienst? Inzwischen aber haben etliche die Fähigkeit erworben, auch „inhaltliche“ Aspekte wie das Predigen anzusprechen. Die Qualifikation dafür stammt von den Ausbildungsveranstaltungen mit den Hauptamtlichen, die diesen Schneeball-effekt durchaus auch im Sinn haben. Qualifizierte Ausbildung führt zu qualifizierten Leadern, von denen einige selber Weiterbildung in ihren Gemeinden betreiben.

Die Aus- und Fortbildung der Leader ist eine Form von Erwachsenenbildung in den Gemeinden. Ein Vorteil dieser Bildungsarbeit liegt darin, dass ein Motiv für sie besteht: Sie ist nötig, um das Gemeindeleben sicherzustellen. War sie Anfangs auf die Leader ausgerichtet, werden jetzt bewusst alle Gemeindeglieder zu den Bildungsveranstaltungen eingeladen. Eine weitere Verschiebung hat stattgefunden. Anfangs wurden vorwiegend zentral übergemeindliche Veranstaltungen angeboten. Aufgrund der Entfernungen, Kosten und räumlichen Beschränkungen wurden damit nur wenige „Experten“ erreicht. Diese Erfahrung führte dazu, neben diesen durchaus wichtigen zentralen Ver-

anstaltungen den Schwerpunkt für die Ausbildung direkt in die einzelnen Gemeinden zu verlegen. Das gibt mehr Gemeindegliedern die Möglichkeit, daran teilzunehmen. Es verhindert einen unerwünschten Machtzuwachs durch „privatisierte“ Bildung, der vor Ort in der Regel mit Skepsis betrachtet würde; Neuerungen, die von wenigen von außen in die Gemeinde getragen werden, werden leicht als der Versuch verstanden, dass jemand nur seine eigenen Ideen verfolgen möchte. Die Beteiligung vieler in der Ausbildung trägt zur Transparenz und Vertrauensbildung in der Gemeinde bei. Alle können wissen, was und warum was besprochen wurde.

Die Ausbildungsarbeit trägt so zur Verbesserung der religiösen Allgemeinbildung aller und damit auch zur konfessionellen Identitätsbildung bei; dies ist besonders bemerkenswert in einem Kontext, der von konfessioneller Vielfalt und auch Indifferenz geprägt ist. Weiter bemerkenswert ist, dass das in keiner Weise als Hindernis in der Ökumene verstanden wird. Im Gegenteil: mit ihren jetzt qualifizierten Leadern haben sich die katholischen Gemeinden, die sich vorher in einer in der Abhängigkeit von häufig nicht verfügbaren Priestern begründeten Hilflosigkeit befanden, Respekt und Ansehen bei anderen Konfessionen erworben. Aus- und Fortbildung haben positive Auswirkungen auf Gemeindebildung. Sie fördern die Zusammenarbeit zwischen Hauptamtlichen, Leadern und Gemeinden. Sie fördern die Reflexion der Gemeinden über ihre Bildungssituation und die Qualität der Leader. Sie stärken das Bewusstsein der eigenen Verantwortung für die Weitergabe des Glaubens, wie es die Leader zeigen, die selbst Fortbildung betreiben. Sie bekunden darin zugleich ein Interesse an der Aufrechterhaltung einer als sinnvoll erfahrenen Arbeit.

Entscheidungsprozesse

Auch Entscheidungsprozesse wie die über die Durchführung von Beerdingungen tragen gemeindebezogene Züge. Wenn sich der

Pfarrgemeinderat einer Gemeinde trifft, um eine anstehende Beerdigung zu planen, wird normalerweise die Situation des Verstorbenen geprüft. Dabei wird der Beteiligung des Verstorbenen am kirchlichen Leben entscheidende Bedeutung beigemessen. Sie bestimmt am Ende die Form der Beerdigung, ob sie schlicht oder feierlicher sein wird, zum Beispiel mit der Feier der Eucharistie. Am Ende steht eine informierte Entscheidung nach gelegentlich engagierter Debatte, in der das Wohl der Gemeinde wie die Barmherzigkeit gegenüber den Angehörigen eine Rolle spielen. Dies unterscheidet sich deutlich von der früheren Praxis, in der Katechist und Priester direkt von den Hinterbliebenen angesprochen wurden und eine Entscheidung unter sich trafen.

Es ist eine verbreitete Überzeugung, dass Beerdigungen „lehren“. Auch mit einer feierlichen Beerdigung kann ausgedrückt werden, dass die Beteiligung am Glaubenszeugnis der Gemeinde und am Aufbau der Gemeinschaft Bedeutung hat. Das leitende Interesse im Entscheidungsprozess ist das Interesse am Gemeindeaufbau. Das Angebot von Gemeinschaft ist ja gerade eine der Antworten auf die Sehnsüchte im Zusammenhang mit Beerdigungen. Und das kann nur gemacht werden, wenn Menschen sich daran beteiligen.

Verkündigung

Der Tod eines Angehörigen betrifft das Leben in vielerlei Weise. An erster Stelle steht natürlich der Verlust eines Menschen. Vom Tode gezeichnet werden dann aber unter Umständen weite Bereiche des Lebens der Hinterbliebenen, von Verwandten, Freunden, Kollegen, Gemeindemitgliedern, Nachbarn. Neben die mögliche Bedrohung der wirtschaftlichen Existenz können Ehrverlust durch eine stigmatisierte Todesursache wie AIDS, Verlust von Hoffnung, Infragestellung von Glaube, Verlust von Leadern und anderes treten. Das Gefühl von Einsamkeit und Lähmung sowie die Aufgabe von Lebensmut können Anzeichen des Todes

sein. Die in manchen Fällen gravierenden Formen von Kontamination mit dem Tod sollten im Dienst auch der Beerdigungsleiter eine Antwort finden: eine Dekontamination⁶. Dies geschieht durch die gesamte von ihnen geleitete Liturgie und die Wortverkündigung.

Die Verkündigung des Wortes Gottes in Schrift und Predigt wird als „dekontaminierende“ Quelle von Kraft erfahren. Es bringt Menschen zusammen, ruft die Gemeinschaft mit dem Verstorbenen in Erinnerung und schafft die Gemeinschaft untereinander und mit Jesus, mit Gott neu. Es ist das Geschehen von dem, was es verkündet: Gemeinschaft mit Gott und untereinander.⁷ Es geht darum, die Gegenwart des Reiches Gottes erahnen zu lassen. Das Besondere dabei ist weniger das Erspüren der bleibende Gegenwart der Verstorbenen. Die ist in einem Kontext, in dem die Gegenwart der Vorfahren eine wichtige Rolle spielt, eher selbstverständlich vorausgesetzt. Das Besondere ist die Erschließung der Gegenwart Gottes, der eine Form von Gemeinschaft stiftet, die den Kreis der Familie, des Klans und des Volkes sichtbar und erfahrbar übersteigt.

Im Rahmen des verkündigenden Rituals nimmt die Feier der Eucharistie einen besonderen Platz ein. Der Katechismus der katholischen Kirche versteht sie als die zentrale Feier des Abschieds vom Verstorbenen (CCC 1689). Eine kulturell informierte Katechese kann dieses Verständnis noch vertiefen. Im Kontext der Xhosa und Sotho spielen Mähler als Ort der Gemeinschaft eine wesentliche Rolle. Hier wird die Gegenwart der Vorfahren erfahren. Sie sind ein Ort der Versöhnung und Gemeinschaftsstiftung. Sie sind ein Ort der Treue: es wird getan, was man mit den Verstorbenen zu Lebzeiten schon getan hatte. Zusammen mit der eingebundenen Wortverkündigung stellt die Eucharistie eine besondere Gelegenheit dar, um vom Tod zu dekontaminieren. Sie wird vor allem von Familien erwartet, für die diese Feier eine Quelle des Glaubens und der Hoffnung ist. Unglücklicherweise läuft gerade hier der Dienst der Leader ins Leere. Ihr ansonsten angemessener Dienst, den die

Kirche bewusst einsetzt und intensiv fördert, kann die zentrale Feier nicht anbieten. In vielen Fällen kann, wegen der Unverfügbarkeit von Priestern, das, was in Katechismus und Katechese versprochen wird, nicht gehalten werden. Strukturelle Vorgaben verhindern in diesem Fall was erst versprochen, auf dem kulturellen Hintergrund wohl verstanden und folglich ersehnt und dann mit Schmerzen als unerfüllt erfahren wird: den Inbegriff des Ausdrucks von Gemeinschaft, Kommunion.

Zusammenarbeit

Die *Leader* treten nicht allein, sondern immer in Teams von meist drei Personen auf. Bei einer Beerdigung können die Teams auch wechselnd besetzt sein. Einige von ihnen leiten dann die Nachtvigil, die oft vom Freitagabend gegen 21.00 Uhr bis Samstagmorgen um 4.00 Uhr dauert. Andere leiten die Liturgie, die in ein umfassenderes Programm von Reden eingebaut ist, das von etwa 10.00 bis 14.00 Uhr oder länger dauern kann.

Die Arbeit in Teams steht im Kontrast zur früheren Praxis der Einzelarbeiter, seien es Priester, Katechisten oder Helfer gewesen. Wenn heutzutage ein Priester bei einer Beerdigung anwesend sein kann, wird er immer mit einem Team von *Leadern* zusammenarbeiten und möglichst nur die Teile der Liturgie übernehmen, die ihm vorbehalten sind. Der Einsatz in Teams wird von den meisten begrüßt. Er half in der Phase der Einführung der *Leader* anfängliche Ängste der ersten *Leader* zu überwinden. Er ermutigt vor allem jüngere Gemeindeglieder, eine Aufgabe zu übernehmen, vor der sie allein Angst hätten und in der sie, allein, auch möglicherweise nicht akzeptiert würden. Teamarbeit fördert die Entfaltung von Begabungen, die in einer sich ergänzenden Weise eingesetzt werden können. Das Rollenvorbild von Teams kann darüber hinaus – im gegebenen Fall von Beerdigungen – auf Gemeindeglieder motivierend wirken, auch diese Aufgabe übernehmen zu wollen. In all diesen Fällen unterstützt der Teameinsatz das

Modell der Arbeit mit *Leadern* und den damit verbundenen Aufbau von Gemeinde. Der Teameinsatz erweist sich auch als ein Gegenmittel gegen *Leader*, die machthungrig sind und in Gemeinden als herrschsüchtig gefürchtet würden. Wie in den Fällen von *Leadern*, die ernsthafte Konflikte verursachen, bietet der Teameinsatz ein Modell der integrativen Konfliktlösung an. Während man in ernsthaften Konfliktfällen als Lösungsmöglichkeit auch den Ausschluss von bestimmten Personen aus dem Kreis der *Leader* ins Auge fassen könnte, wird meistens, getragen auch von kulturell vorgegebenen Praktiken, ein integratives Modell praktiziert. Durch die Integration in ein Team erscheint der bedrohliche Einfluss von Einzelpersonen minimalisiert oder neutralisiert, der sonst einzelne Gemeindeglieder zum Rückzug veranlassen könnte.

All dies trägt zur Stärkung der Gemeinschaft bei. Der Einsatz im Team spiegelt etwas von den Projektgruppen wider, die der Pastoralplan als Weg zum Aufbau von Gemeinschaft ins Auge gefasst hatte.

Der herausragende Ort für die Zusammenarbeit zwischen Priestern und *Leadern* ist der Bildungsbereich. Die Aus- und Fortbildung der *Leader* trägt zur Weiterbildung in den jeweiligen Gemeinden und damit zur Gemeindebildung bei. Gerade beim Einsatz von ausländischem Personal bieten die Ausbildungsveranstaltungen eine ausgezeichnete Plattform für Inkulturation an. Mit den Gemeindegliedern als Experten in ihrem Kontext und in ihrer Kultur sowie mit den pastoralen Mitarbeitern als Experten in ihrem Feld verwischen sich die Grenzen des Expertentums, wenn das jeweilige Thema mit den Werten und den Strukturen der Kultur kreativ in Verbindung gebracht wird. Aufeinander angewiesen für eine sinnvolle Pastoral, gewinnt der gemeinsame pastorale Einsatz an kontextuellem Profil. Die damit verbundene Aufhebung früherer Entfremdung von der Kirche, in der die kulturellen Werte oftmals geringgeschätzt wurden, hat Auswirkungen auf die Identität und die Identifizierung mit den Gemeinden und damit auf Gemeindebildung.

Neben seiner gelegentlichen Beteiligung im Bereich der Ausbildung wird die Zusammenarbeit mit dem Bischof besonders während der Gemeindefeier - in einem Ein- bis Dreijahresrhythmus - deutlich. Dann beauftragt er die Leader durch eine feierliche liturgische Segnung für ihre Aufgabe. Diese Segnung wird als motivierende Kraft erfahren. Besondere Bedeutung kommt ihr zu, weil sie zugleich ausdrückt, dass nicht irgendein beliebiger Job übernommen wird, in dem es einem um Eigeninteressen gehen könnte, sondern dass jemand in Gemeinschaft mit Gott für den Dienst an der Gemeinschaft der Glaubenden beauftragt wird.

Ausblick

Die vorgelegten Überlegungen haben den Blick auf die Arbeit mit Leadern insofern enggeführt, als sie sich ausschließlich auf ihren Beitrag zur Gemeindebildung konzentrierten. Viele andere Aspekte ihres Dienstes und ihres Miteinanders mit den verschiedenen Aufgabenträgern konnten nicht berücksichtigt werden. Eines dürfte deutlich geworden sein: Wenn man nach Wegen zum Gemeindeaufbau sucht und dabei nach (Süd-) Afrika schaut, kann es ratsam sein, nicht nur die Kleinen Christlichen Gemeinschaften in den Blick zu nehmen, die das Wort Gemeinschaft schon in ihrem Namen tragen. Sie erscheinen als komplementäre Struktur, die zusammen mit dem Dienst der Leader die „Vision“ von der Gemeinschaft der Glaubenden unterstützt. Die Leitungsstruktur der Kirche, die sich am Ort auf Leader stützt, trägt in einem komplexen Prozess wesentlich zum Gemeindeaufbau bei. Die grundlegende Verankerung in der Vision unterscheidet den Ansatz wesentlich von anderen, die zum Beispiel lediglich von der Not eines „Priestermangels“ ausgehen.

Dass ein zentrales Zeichen wie die Eucharistie - im Falle von Beerdigungen - von den *Leadern* nicht eingesetzt werden kann und ihr Dienst an der Gemeinschaft damit unvollständig bleibt, ist nicht ihnen anzurech-

nen. Die vorliegenden positiven Erfahrungen mit den *Leadern* können allerdings dazu ermutigen, verantwortete Überlegungen zur Zulassung geeigneter Personen zur Weihe anzustellen und entsprechende Schritte zu machen. Die Erfahrungen jedenfalls zeigen, dass geeignete Leute zur Verfügung stehen und dass eine fruchtbare Zusammenarbeit mit dem derzeitigen Modell von Priestertum besteht, in dem beide Seiten in aufeinander angewiesenen Rollen Wesentliches zum Gemeindeaufbau beitragen. Im vorliegenden Fall wären es ehrenamtliche Gemeindeglieder, die - möglicherweise - als Teams von geeigneten Personen für eine Weihe für ihre Gemeinde in Frage kommen könnten, während die verschiedenen Arten von Hauptamtlichen ihre Daueraufgabe darin haben, sie auf vielfältige Weise für ihre Aufgabe zu befähigen.⁸ Hier neue Wege zu eröffnen wäre ein begrüßenswerter Beitrag zur vertieften Gemeindebildung.

Die dargelegten Erfahrungen können im Blick auf solche möglichen Entwicklungen zur Beruhigung von eventuell aufkommenden Befürchtungen über verwischte Amtsstrukturen beitragen. Kirchberger betont, dass solche - geweihten - Leader unter Anleitung von hochqualifizierten Priestern arbeiten würden.⁹ Das Entstehen eines Zweiklassensystems befürchtet er nicht, weil zwei deutlich verschiedene Dinge kaum miteinander verglichen werden können.

Was hier zum Vorschein kommt, kann, *mutatis mutandis*, beides widerspiegeln, den Report von Petrus über seine Erfahrungen mit den unbeschnittenen „Anderen“ in Joppe und auch die Reaktion derer, die ihn anfänglich für das kritisierten, auf was er sich eingelassen hatte: „Wenn nun Gott ihnen, nachdem sie zum Glauben an Jesus Christus, den Herrn, gekommen sind, die gleiche Gabe verliehen hat wie uns: wer bin ich, dass ich Gott hindern könnte? Als sie das hörten, beruhigten sie sich und priesen Gott ...“ (Apg 11:17f).

Anmerkungen:

- ¹ Es bleibt auch mit dem Einsatz von Leadern ein Dilemma, dass viele katholische Gemeinden sonntags die wesentliche Feier der Eucharistie nicht begehen können. Vgl. hierzu das lesenswerte Buch von J. Dallen: *The dilemma of priestless Sundays*. Chicago 1994.
- ² Ich ziehe das Wort Leader anderen Begriffen wie „Helfer“ oder „Assistenten“ vor. In vielen Gesprächen bekam ich den Eindruck, dass im deutschen Sprachgebrauch eine sehr große Vorsicht vorherrscht, die Aufgabe dieser „Laien“ mit dem Begriff „Leiter“ zu bezeichnen. Vermutlich drängt sich zu sehr die Assoziation mit der Vorstellung vom Gemeindeleiter auf, die eher mit dem Pfarrer oder entsprechend beauftragten Personen in Verbindung gebracht wird. Ich werde daher, auch um das Bewusstsein vom anderen Kontext, aus dem heraus ich schreibe, wach zu halten, den Begriff „Leader“ verwenden, der nicht nur in Afrika, sondern zum Beispiel auch in Brasilien (Lideres) üblich geworden ist.
- ³ Beerdigungsleiter sind in Europa weniger geläufig als in Afrika, und etliche Dokumente wie die vatikanische Instruktion (ICQ 33) oder das Kirchenrecht (Can 530, no. 5 CIC) scheinen eher vom Pastor als dem Leiter der Beerdigung auszugehen. Im gegebenen Kontext sind solche Ideen nicht anwendbar.
- ⁴ Im Wort Humanity klingen Menschheit und Menschlichkeit mit.
- ⁵ Vgl. Sofield und Kuhn: *The collaborative leader: listening to the wisdom of God's people*. Notre Dame, in: Ave Maria. 1995, 121-124.
- ⁶ Parallel zum christlichen Dienst bieten kulturelle Rituale und Praktiken wie das Heimholen, Schlachten, Trinken von lokalem Bier Wege der Dekontamination an. Das schliesst auch die vielfältigen Aktivitäten vor und nach der Beerdigung ein, vgl. Wüstenberg, M: *The „Big Things“ bowed: the community ministry of Catholic funeral leaders in a rural South African context*. (Doctoral thesis). Pretoria: University of South Africa, 2001.
- ⁷ Zum zugrundeliegenden fundamentaltheologischen Verständnis von „Wort Gottes“ vgl. P. Knauer: *Der Glaube kommt vom Hören. Ökumenische Fundamentaltheologie*. Freiburg/Basel/Wien 1991.
- ⁸ Siehe hierzu auch die Anregungen von Bischof Lobinger: Lobinger, F.: *Wie Gemeinden Priester finden. Ein Weg aus dem Pfarrermangel*. Graz/Wien 1998.
- ⁹ Kirchberger, G.: *Ministry, office of*, in: *Dictionary of mission: theology, history, perspectives*, ed. by K. Müller a.o. Maryknoll/NY 1998, 296-299, hier: 298.

Hermann-Josef Lauter OFM

Konzentrische Verkündigung

Gespräch mit zwei Jugendseelsorgern. Der eine hat es mit ganz abständigen Jugendlichen zu tun, die voller Misstrauen gegenüber der Gesellschaft, der Politik, der Kirche sind. Auf die Frage, was er denen denn christlich vermitteln könne, gab er zur Antwort: vor allem das Vertrauen in seine Person, seine Ehrlichkeit, das Gefühl von Freundschaft, Bestärkung in der Wertschätzung von Liebe, Treue und Hilfsbereitschaft. Dass daraus christlich mehr werde, sei nicht abzusehen.

Der andere hat es mit Schülern der Grundschule zu tun. Sie bringen von zu Hause an Glauben fast nichts mit. Es gebe wohl ein Interesse am „Religiösen“, aber es sei sehr schwer, Gott als Person zu vermitteln.

Ähnliche Erfahrungen mit unterschiedlichen Schattierungen kann jeder machen, der sich auf ein Gespräch über diese Thematik mit Menschen einlässt, die keine Insider der Kirche sind. Wie soll man das bewerten? Wie kann, wie soll Glaubensverkündigung in dieser Situation geschehen?

Man kann die Vermittlung, die Verkündigung christlicher Glaubenswahrheiten in konzentrischen Kreisen darstellen. Den äußersten Kreis kann man mit Stichworten signieren wie Eintreten für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, für soziales Engagement, für Mitmenschlichkeit und Lebenshilfe. Im christlichen Sprachgebrauch steht dafür das Wort „Nächstenliebe“, das aber für viele Menschen schon einen fremden Klang hat. Auf das Wort kommt es nicht an. Wann immer ein Mensch seine Egozentrik aufbricht und sich öffnet für Mitmenschen, wenn er hilfsbereit ist, hat er schon, bewusst oder unbewusst, mit Christus zu tun (vgl. Mt 25). Die meisten Menschen werden nicht „sola fide“, sondern

„sola caritate“ „gerechtfertigt“. Das weitet die Hoffnung aus.

Der zweite Ring der Verkündigung wird betreten, wenn die Frage nach dem Sinn des Lebens und nach Wegweisung ausdrücklich gestellt wird. Auch das ist seltener geworden, weil viele Menschen in unserer Wohlstandsgesellschaft sich mit einem schönen Leben auf Erden begnügen. Wenn diese Rechnung durchkreuzt wird durch Misserfolg, Krankheit und Leid, Enttäuschung durch Mitmenschen, kann (muss nicht) die Sinnfrage aufbrechen. Thema der Verkündigung ist hier das Reich Gottes als Ziel des Lebens und der Geschichte.

In dem nächstinneren Ring geht es um die Frage: Wer ist Jesus Christus? Was heißt „glauben an Christus“? Dabei wird man nicht mit einer „Christologie von unten“ auskommen. Entscheidend ist, dass man die Spur der Offenbarung von den Synoptikern über Paulus bis zu Johannes durchzieht, dass aus der „impliziten Christologie“ die explizite wird. Wenn das innerlich mitvollzogen wird, kann aus dem „anonymen Christen“ ein bewusster und bekennender Christ werden. Hier kann und muss auch die Kirche Thema der Verkündigung werden, was selbstverständlich nur mit der Erfahrung christlicher Gemeinschaft möglich ist.¹

Den innersten Kreis, das Zentrum bildet der Glaube an die „Erlösung“ durch Jesus Christus. Das bezieht sich auf die Sündhaftigkeit und Verlorenheit des Menschen, die persönliche wie die der ganzen Welt. Die Erfahrungen, wozu Menschen fähig sind, die das 20. Jahrhundert erbracht hat, sollten eine Ahnung vermitteln, was „die Sünde der Welt“ ist, die Christus als „das Lamm Gottes“ getragen hat. Es ist schwer zu begreifen, dass trotzdem heute der Sühnecharakter des Kreuzestodes Christi theologisch bestritten und in der Verkündigung unterschlagen wird. Es ist gewiss schwierig, über dieses Glaubensgeheimnis zu sprechen, zumal heutigen Menschen weithin jedes Sündenbewusstsein abgeht. Feststellbar ist wohl ein Schuldbewusstsein, z. B. was die Verwüstung der Natur oder die weltwirtschaftliche Ungerechtigkeit betrifft. Aber zum Bewusstsein

von „Sünde“ wird solches Schuldbewusstsein erst im Glauben an einen personalen Gott, im Verantwortungsbewusstsein ihm gegenüber. Wenn sich das mit dem Gefühl der Ohnmacht verbindet, kann die Hoffnung auf Erlösung, einen Erlöser aufdämmern.

Ins Zentrum der Verkündigung gehört auch der Glaube an den dreifaltigen Gott, der heute offenbar einen „kairos“ erfährt. Denn es ist relativ leicht, Menschen unserer westlichen Gesellschaft, die ihr Personsein nicht nur von ihrer Selbständigkeit, sondern auch von ihrer Du- und Wir-Bezogenheit her verstehen („dialogischer Personalismus“), Gott als in sich beziehungsreiches Wesen, als „Liebe“ nahezubringen. Darin besteht auch die Überlegenheit der christlichen Gottesoffenbarung gegenüber dem monopersonalen Gottesbild des Judentums und des Islam. Analog für das trinitarische Gottesbild ist die Ebenbildlichkeit des Menschen, die der Islam nicht kennt. Heutige Glaubensverkündigung muss die Unterschiede der Weltreligionen bewusst machen.

In den innersten Kreis gehört auch das „geistliche Leben“ als Leben mit dem dreifaltigen Gott, als Teilnahme an der Gottessohnschaft Jesu, auch „Mystik“ genannt, wenn man darunter nicht etwas Außergewöhnliches versteht, sondern normale Glaubenserfahrung.

Was soll mit dem Modell konzentrischer Verkündigung gesagt sein? Dass man nicht alles auf einmal, en bloc verkündigen kann und soll. „Auch zu euch, Brüder, habe ich zunächst nicht wie zu Geistigen reden können, sondern wie zu irdisch Denkenden, zu solchen, die in Christus noch unmündig sind. Milch gab ich euch zu trinken, nicht feste Speise, denn ihr konntet sie noch nicht ertragen.“ (1 Kor 3,1f). Man beachte, auch die „Unmündigen“ sind schon „in Christus“. Auch weniges kann schon heilsrelevant sein. Auch Jesus hat einerseits alles gefordert („Bekehrt euch und glaubt an die Frohe Botschaft!“ Mk 1,15), hat sich andererseits aber oft auch mit wenigem begnügt, wenn Kranke ihn um Heilung baten („Glaubt ihr, dass ich euch helfen kann?“ Mt 9,28). Wir dürfen nicht den Fehler machen, Menschen mit

unserer Glaubensverkündigung zu überfordern, aber auch nicht den gegensätzlichen Fehler, die Glaubensbotschaft zu verkürzen um das, was heutigen Menschen schwer zu vermitteln ist. Als Paulus merkte, dass die Korinther den Kreuzestod Christi verflüchtigten und gnosishaft auflösten, hat er ihn zum Schwerpunkt seiner Verkündigung gemacht: „Ich hatte mir vorgenommen, bei euch von nichts zu wissen als von Jesus Christus, und zwar dem Gekreuzigten.“ (1 Kor 2,2)². Aber trotzdem: Alles zu seiner Zeit. Doch diese lässt sich nicht systematisieren – und so soll das hier skizzierte Modell der Verkündigung auch nicht verstanden werden. Die Übergänge von Ring zu Ring sind fließend, und der Heilige Geist ist unberechenbar. Er kann zu Sprüngen verhelfen, die alle theologische und kerygmatische Kalkulation hinter sich lassen. Paulus, der „in Schwäche und Furcht, mit Zittern und Beben“ zu den Korinthern gekommen war, hat dann die auch für ihn überraschende Erfahrung gemacht: „Meine Rede und Verkündigung bestand nicht in Überredung durch gewandte und kluge Worte, sondern im Erweis von Geist und Kraft, damit euer Glaube sich nicht auf Menschenweisheit gründe, sondern auf Gottes Kraft.“ (1 Kor 2,2-5). Darüber kann der Verkündiger aber nicht didaktisch verfügen. Dafür kann er nur beten und sich offenhalten.

Das Wort vom Kreuz – Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament. Tübingen 1997, 80f. Die Gefahr, dass das Kreuz heute wieder zu einer „Chiffre“ entwertet wird, die seine Heilsbedeutung nivelliert, ist nicht zu übersehen.

Anmerkungen:

- ¹ Dazu das erfrischende Buch von Helmut Krätzl: Neue Freude an der Kirche – Ein engagiertes Bekenntnis. Innsbruck/Wien 2001. Das Buch des Wiener Weihbischofs zeigt, dass man die Kirche durchaus kritisch lieben kann.
- ² Der Neutestamentler Thomas Söding bemerkt zum Spiritualismus der Korinther: „Die Pneumatiker werden Jesus Christus nicht gerecht. So christozentrisch ihre Theologie auch immer geraten ist, so viel sie sich auch immer vom ‚Herrn der Herrlichkeit‘ (1 Kor 2,8) versprechen: Ihre Christologie geht an der Person Jesu Christi vorbei, weil sie seine Geschichte und seinen Tod theologisch neutralisieren. Dadurch, dass sie das Kreuz zur Chiffre für den Übergang vom Tode zum Leben werden lassen, bringen sie es um seinen Sinn; durch ihre Weisheits-Spekulationen höhlen sie seine Bedeutung aus (1,17).“

Literaturdienst

W. Gunther Plaut (Hg.): Die Tora. In jüdischer Auslegung. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1999–2001.

Bereschit – Genesis, 472 S.; 32,95 EUR.
Schemot – Exodus, 480 S.; 29,95 EUR.
Wajikra – Levitikus, 348 S.; 22,95 EUR.

Der Kommentar zum Pentateuch von W. Gunther Plaut ist m.W. der Erste aus dem Lager des deutschsprachigen liberalen Judentums seit dem Krieg und schon deshalb ein Ereignis für sich. 1912 in Münster geboren, emigrierte Plaut 1935 nach Amerika und wurde zu einer einflussreichen Gestalt im Reformjudentum. Er selbst hat die Übersetzung des englischsprachigen Originals seines Kommentars ins Deutsche autorisiert.

Schon die typographische Anordnung des Textes ist ganz „rabinisch“ und verrät daher viel über dessen Zugang zur Bibel. Der hebräische Bibeltext füllt das rechte obere Viertel einer jeden Seite. Darunter steht die deutsche Übersetzung Moses Mendelssohns von 1783, die von weitreichender Bedeutung für das deutsche Judentum war und hier nun in sprachlich leicht aktualisierter Form erneut vorgelegt wird. Links daneben finden sich Einzelerläuterungen zum Text. Auf der gegenüberliegenden Seite folgt eine durchgängige knappe Auslegung des Textes. Am Schluss eines jeden Auslegungskapitels findet sich eine Ansammlung von Zitaten, vornehmlich aus der rabbinischen Tradition, aber auch aus der weiteren jüdischen, christlichen oder auch allgemeinen literarischen Auslegungsgeschichte. Die Zitate brechen die Vielfalt des biblischen Textes wie ein buntes Kaleidoskop und lassen dessen vielfältige Wirkungsgeschichte sichtbar werden. In einer Hinsicht jedoch bekennt sich die Toraauslegung auch hinsichtlich ihres Layouts als zur Richtung des liberalen Judentums gehörig: eine Vielzahl von Bildern sowohl aus dem altorientalischen Bereich als auch der abendländischen Kunstgeschichte ist passend zum Text ausgesucht und eingearbeitet worden. Eigens zu nennen sind die Vignetten von Ephraim Moses Lilien, die reinsten Jugendstil atmen. Die sorgfältige Gestaltung gibt dem Buch einen bibliophilen Charakter und macht die Benutzung angenehm.

Der Kommentar stellt ein umfangreiches Mosaik der Auslegungsgeschichte dar. Erkenntnisse nach der historisch-kritischen Methode werden ebenso berücksichtigt wie die rabbinische Auslegung. Was aus fachexegetischer Sicht zu bedauern ist, dass die kompositionelle Analyse und eine Auseinandersetzung mit der neuesten Exegese sowie eine Gesamtheorie der jeweiligen biblischen Bücher beim knappen Raum eher zu kurz

kommen, ist für interessierte Laien eher von Vorteil: Jede biblische Perikope kann für sich gelesen werden, und schon hat man eine Vielfalt von Deutungsbausteinen an der Hand, die Zeugnis von der reichen Rezeptionsgeschichte des Textes ablegen und zum eigenen Weiterdenken anregen.

Plauts Kommentar ist nicht nur für das deutsche Judentum bedeutsam, sondern auch für Christinnen und Christen, die sich für die Bibel und das Judentum interessieren und beispielsweise in Religionsunterricht, Katechese oder Predigt mit biblischen Texten arbeiten. Und auch wer kein Hebräisch kann, wird den Kommentar mit Gewinn lesen und mit ihm gut umgehen können. Man muss sich nur angewöhnen, entsprechend hebräischer Leseweise von „hinten nach vorn“ zu blättern.

Egbert Ballhorn

Karl Wagner (Hg.): Die Feier der Beerdigung. Herder, Freiburg-Basel-Wien 2001. 232 S., geb.; 19,90 EUR.

Das liturgische und pastorale Handeln im Umfeld von Sterben und Tod sieht sich derzeit von verschiedenen gesellschaftlichen und kirchlichen Wandlungsprozessen herausgefordert. Die veränderten Einstellungen der Menschen zum Tod und zu den Toten spielt dabei ebenso eine Rolle wie der Schwund der Volkskirchlichkeit und des im Fall der Beerdigung besonders bedeutsamen örtlichen Brauchtums. Von einer selbstverständlichen religiösen Sozialisation der Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Begräbnisliturgie kann man heute nur noch in wenigen Fällen ausgehen. Das ehemals unumstrittene Begräbnismonopol der christlichen Kirchen ist inzwischen einem heftig umworbenen „Markt“ gewichen, auf dem nicht nur die „weltlichen“ Trauerrednerinnen und –redner ein Segment besetzen, sondern auch die Bestattungsunternehmen in einer Art „Rundum-Paket“ von der Versorgung der Leiche bis zum vielwöchigen Trauerseminar Dienste anbieten, die von den Seelsorgerinnen und Seelsorgern in den Pfarrgemeinden nur selten zu leisten sind und auch häufiger nicht mehr erwartet werden. Die Kremation, erst 1963 kirchlich erlaubt, ist heute kaum mehr Ausdruck antichristlicher Gesinnung. Sie wird zumeist aus wirtschaftlichen Gründen gewählt oder weil die Grabpflege wegen der räumlichen Entfernung der Hinterbliebenen zum Begräbnisort nicht mehr geleistet werden kann. Zwar ist erfreulicherweise die Sensibilität für die Beisetzung von fehl- oder totgeborenen Kindern seit geraumer Zeit gewachsen, eine solche Feier stellt aber zugleich eine besondere Herausforderung an die Leiter und Leiterinnen dar. Schon diese wenigen skizzierten Problemfelder stecken den weiten Horizont ab, vor dem der Begräbnisgottesdienst gegenwärtig gefeiert wird. Es ist verständlich, dass das derzeit geltende offizielle liturgische

Buch für die Begräbnisfeier (Die kirchliche Begräbnisfeier in den kath. Bistümern des deutschen Sprachgebietes [...]), 1973, also vor fast dreißig Jahren erschienen, dieses Spektrum seinerzeit kaum berücksichtigen konnte. Dies mag ein Grund dafür sein, dass nicht wenige Seelsorger schon lange nicht mehr auf dieses offizielle Rituale zurückgreifen, sondern mehr oder weniger frei Anpassungen vornehmen und eigene Texte und Modelle den Begräbnisfeiern zugrundelegen.

Entsprechend wird deshalb das hier vorliegende Buch Absatz finden, zumal es schon aufgrund seiner äußeren Aufmachung mit einem festen weinroten Einband, dem Christusmonogramm XP, dem Verzicht auf einen Autorennamen (er findet sich erst auf der Titelseite!) und den drei farbigen Zeichenbändern den Eindruck erweckt, als ein offizielles liturgisches Buch zu gelten (trotz des etwas verschämt beigefügten Untertitels „Werkbuch“). Bei näherem Zusehen stellt sich aber heraus: Das ist es mitnichten!

Hinter dem seriös erscheinenden Buchdeckel verbergen sich zwei Teile: Der erste Teil bildet die als „Rituale“ bezeichnete „Studienausgabe für die Begräbnisfeier in der Erzdiözese Wien mit besonderer Berücksichtigung der Gegebenheiten in der Großstadt“ (5-133), dem das Vorwort des Wiener Erzbischofs, Christoph Kardinal Schönborn vorausgeht. Der zweite Teil trägt den Titel „Neue Wege in der Trauerpastoral“ (135-232). Er geht mutmaßlich auf Mag. Karl Wagner zurück, der wesentlich am Zustandekommen der genannten Wiener „Studienausgabe“ beteiligt war, und diesem Abschnitt ein weiteres Vorwort mit auf den Weg gibt.

Der erste Teil, das „Rituale“, das die Wiener Diözesankommission für Liturgie erarbeitet und das von Erzbischof Schönborn „ad interim“ (9), also bis zum Erscheinen der überarbeiteten offiziellen Ausgabe „Die kirchliche Begräbnisfeier“, als „Studienausgabe“ approbiert wurde, geht auf die besondere Situation des Einsegnungsdienstes im Stadtgebiet von Wien zurück. Es will den hier tätigen Klerikern und Laien eine Hilfe an die Hand geben, den spezifischen Anforderungen gerecht zu werden, denn das Begräbnis ist ein „Ort der Begegnung mit Glaubenden und Nichtglaubenden, mit Suchenden und Zweifelnden geworden. Dem soll in besonderer Weise die Sprache der Verkündigung in Wort und Zeichen Rechnung tragen“ (11). Dazu finden sich 15 Modelle, die sich, von einzelnen Differenzen abgesehen, auf ein gemeinsames Grundschema (Eröffnung, Verkündigung, Fürbitten, Verabschiedung, am Grab) zurückführen lassen. Näherhin handelt es sich dabei um die Form des Begräbnisses mit zwei Stationen mit dem Beginn in der Aufbahnhalle und der Station am Grab. Für die (musikalische) Gestaltung der Prozession macht das Buch keine Angaben. Gegenüber dem offiziellen Ritualefaszikel hat der Ritus eine Veränderung erfahren: Für-

bitten, Vater unser und Inzens erfolgen hier bereits im Rahmen der Verabschiedung in der Halle. Betreffs der Lesungsauswahl hält sich die Wiener Ordnung an das bekannte Perikopenkontingent der „kirchlichen Begräbnisfeier“. Die „Allgemeine Form“ (15-23) des Ritus', bei einer Kremation im Verabschiedungsteil eigens gestaltet (24f.: mit einer unglücklichen Häufung von Gebetselementen), erfährt ihre Differenzierung für besondere Situationen vornehmlich in den Passagen Anrede(n), Fürbitten und Orationen.

Jeweils als eigene Form erscheint die „Begräbnisfeier mit einer Trauergemeinde, die der Vorsteher kennt bzw. die beim Gottesdienst aktiv mitbetet“ (26-33), das „Begräbnis eines/einer auf tragische Weise Verstorbenen“ (34-37), die Feiern für „nach langem und schwerem Leiden Verstorbene“ (38-41) und für „plötzlich und unerwartet Verstorbene“ (42-46). Dem folgen das Begräbnis eines Kindes (47-52) und eines Ungeborenen (53-56), sodann das Begräbnis nach Drogentod (57-60) und Suizid (61-64). Auffällig gehäuft sind drei Begräbnisformulare, die offenbar der Vielfalt kirchlicher Dienste Rechnung tragen wollen (Priester/ Diakon [65-72], Angehörige geistlicher Gemeinschaften [73-81], Pastoralassistenten/ Religionslehrer [82-91]). Als Sonderfälle, für die das derzeitige Liturgiebuch keinerlei Hinweise enthält, fanden die „Grabsegnung nach einer Exhumierung und Beisetzung in einem neuen Grab“ (92 f.) und die „Verabschiedung im Anatomischen Institut“ (94 f.) Berücksichtigung. Am Ende steht die Form eines Begräbnisses, das kein kirchliches sein kann und darf: „Trost für die Trauernden beim Begräbnis eines/einer Verstorbenen ohne religiöses Bekenntnis“ (96-101). Hierbei wählt das Buch den zwar leicht verkürzten (Verzicht auf liturgische Gewandung, Weihrauch und Weihwasser), aber dennoch eng an das normale kirchliche Begräbnis angelehnten Ritus. Ob hier nicht der zurückhaltende Vorschlag der deutschen Bischöfe doch angemessener ist, will man das eigene Profil der kirchlichen Begräbnisfeier im allgemeinen „Bestattungsmarkt“ zukünftig stärken und dennoch pastoral empfindlich Hilfe leisten? (vgl. „Gebet, wenn ein kirchliches Begräbnis nicht möglich ist, in: Unsere Sorge um die Toten und die Hinterbliebenen. Bestattungskultur und Begleitung von Trauernden aus christlicher Sicht [1994], 71-74)? Mit einem Anhang (102-133: Schriftlesungen, Gesänge, Litaneien) wird der erste Teil beschlossen.

Inhaltlich greifen die Gebetstexte im Wesentlichen auf „Die kirchliche Begräbnisfeier“ zurück. Dies gilt auch für die besonders schwer ins (Gebets-)Wort zu fassenden Situationen (Suizid, Drogentod). Daneben finden sich aber auch Neuschöpfungen, allerdings von unterschiedlicher Qualität. Der grundsätzlich sympathische Zug, speziell in den Anreden und Monitionen, eine Nähe zur Trauergemeinde signalisieren zu wollen,

erliegt dabei gelegentlich der Versuchung vereinnahmend zu reden (43: „Heute beginnen wir mehr als bisher zu begreifen, dass unser Leben Gabe und Aufgabe ist... Erst jetzt beginnen wir zu erkennen, was uns der/die Verstorbene bedeutete und was wir mir ihm/ihr verloren haben...“) und entbehrt nicht immer eines belehrend-moralisierenden Untertons (63: „Einer seiner Freunde sagte zu Jesus: „Du hast Worte ewigen Lebens“. So ein Wort habe ich ihnen heute zu verkündigen“). Auch der Umgang mit einzelnen Zeichenhandlungen ist verschiedentlich einer Diskussion Wert. Sollte man nicht besser auf die Weihwasserasperision beim Begräbnis eines ungetauften Kindes verzichten als diese, wie das Buch vorschlägt, wortlos zu vollziehen (50)?

Der zweite Teil des Bandes, der wohl von Karl Wagner verfasst wurde, entfaltet die pastoralen und liturgischen Aspekte des Begräbnisses, wie es sich in der gegenwärtigen Situation Österreichs, näherhin der Wiener Erzdiözese darstellt. Dabei sind die genannten Postulate und Aufgaben der Totenliturgie natürlich auch in vielen anderen Gegenden Westeuropas bedenkens- und beherzigenswert. Der Rezensent gesteht freilich, dass er die bevorzugt gebrauchten Begriffe „Trauerliturgie“ und „Trauerfeier“ (143, 145, 157 f. u. ö.) für wenig glücklich erachtet, da sie kaum einem klaren Profil christlicher Liturgie im Umkreis des Todes dienen. Demgegenüber sollte eher von Begräbnisfeier, Totengedächtnis o. ä. gesprochen werden.

Weite Abschnitte des zweiten Teils entspringen der Erfahrung Wagners mit dem Wiener „Einsegnungsdienst“, der vor allem auch von Laien geleistet wird. Aus ihrer Ausbildung und Begleitung sind offenbar wesentliche Kapitel hervorgegangen. So führt der Autor in das „Begräbnisrituale der Erzdiözese Wien 1999“ ein und macht mit den einzelnen Elementen der Grundform bekannt. Zu Recht erinnert er dabei an die besonderen emotionalen Probleme des Begräbnisleiters bei der Feier. Weitere Kapitel geben praktische Hinweise zum Begräbnisdienst, beantworten kirchenrechtliche Fragen, informieren über pastoralpsychologische Zusammenhänge der Sterbe- und Trauerbegleitung und machen auf Aspekte der Trauerberatung aufmerksam. Im Anhang findet sich ein Glossar zum Bestattungswesen und zur Friedhofskultur. Auf diese Weise bietet dieser zweite Teil eine hilfreiche Übersicht zur heutigen Liturgiepastoral des Begräbnisses, die sowohl für die hier tätigen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, aber auch für die Priester und Diakone eine gewinnbringende Lektüre darstellt.

Die in diesem Buch zum Ausdruck kommende pastorale Sorge des Wiener Erzbischofs und der Verantwortlichen in der dortigen Erzdiözese um eine angemessene und situationsgerechte Feier des Begräbnisses, die das Motiv zur Erstellung eines solchen diözesanen „Behelfs“ war, ist zwei-

fellos zu würdigen. Gerade die Begräbnisliturgie verlangt eine sensible und auf die Gegebenheiten der Teilnehmenden reagierende Gestalt und Feier. Hier kann das Buch trotz mancher Mängel Anregungen geben.

Auf die nicht unproblematischen liturgierechtlichen Aspekte, die mit dieser ursprünglich allein für die Wiener Erzdiözese erstellten „Studienausgabe“ verbunden sind, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Bedeutend fragwürdiger erscheint demgegenüber der offiziöse Anstrich, den sich das nun im gesamten deutschsprachigen Raum vertriebene Buch gibt. Der Verdacht lässt sich nicht ganz verdrängen, dass mit dem angeblich offiziellen Charakter und der zweifellos für den Gebrauch in Friedhofshalle und am Grab gedachten Gestalt der Publikation dem Verlag möglichst hohe Umsatzzahlen garantiert werden sollten.

Neben diesem weniger erfreulichen Eindruck macht es aber zugleich auf den Handlungsbedarf aufmerksam, eine Überarbeitung des gegenwärtig geltenden Begräbnisrituales auf dem Hintergrund der gewandelten Verhältnisse in Kirche und Gesellschaft voranzutreiben. Erfreulicherweise hat die Internationale Arbeitsgemeinschaft der Liturgiekommissionen im deutschen Sprachgebiet (IAG) die Dringlichkeit dieses Anliegens erkannt und eine Arbeitsgruppe beauftragt, die Revisionsaufgabe in Angriff zu nehmen. Hier wird das Wiener Buch mit seinen Stärken und Schwächen eine wichtige Hilfe darstellen, damit am Ende ein vorbildliches und überzeugendes Liturgiebuch erscheinen kann, das den Gottesdienst der Kirche im Umkreis von Tod und Trauer repräsentiert und zugleich die Menschen ernst nimmt, die diesen Gottesdienst feiern.

Jürgen Bärsch

Unter uns

Auf ein Wort

„Ihr mögt mit der Zeit alles entdecken, was es zu entdecken gibt, und euer Fortschritt wird doch nur ein Fortschritt von der Menschheit weg sein. Die Kluft zwischen euch und ihr kann eines Tages so groß werden, dass euer Jubelschrei über irgendeine neue Errungenschaft von einem universalen Entsetzensschrei beantwortet werden könnte.“

Bert Brecht
in: *Leben des Galilei*

Liedwunsch

Ein Pfarrer traf bei seinem Kondolenzbesuch den Sohn des Hauses an. Im Laufe des Gesprächs ging es auch um die Vorbereitung des Beerdigungsgottesdienstes. Der Sohn des Verstorbenen wies darauf hin, dass sein Vater das Meer über alles geliebt habe. Aus diesem Grunde wäre es sicherlich im Sinne des Verstorbenen, ein Lied von Freddy Quinn in den Gottesdienst aufzunehmen. Dem Pfarrer entfuhr es angesichts dieses Wunsches etwas vorschnell: „Dann nehmen wir doch ‚Junge, komm bald wieder!‘.“

Dr. Gunther Fleischer, Köln

„Heilige Verwandtschaft“

In der wöchentlichen Schulmesse nach der ersten hl. Kommunion zeigt der Pastor den Mädchen und Jungen die Speisekelche, die Hostienschalen, die Krankenpatenen und auch einen Messkelch. An diesem sind ein Erinnerungskreuz des verstorbenen Kaplans und Religionslehrers und die Trauringe der Eltern des Pastors angebracht.

Es ergibt sich ein lebendiges Gespräch über die vielfältigen Weisen der Kommunionsspendung – ganz besonders auch in den Wohnungen der Hauskranken.

Schließlich fragt der Pastor die Kinder, von welchem Menschen wohl die Eheringe an dem Messkelch seien; mit diesen beiden sei er ganz besonders eng verbunden.

Die Kinder überlegen eine Weile. Schließlich antwortet ein Mädchen: „Von Maria und Josef“.

Mit dem Hinweis auf seine verstorbenen Eltern Paul und Anna bemerkt der Pastor dann doch noch, dass diese in einer Kirche „St. Joseph“ getraut worden sind.

*Msgr. Paul Neumann,
Bochum-Wattenscheid*

Kurzschluss

Am Abend vor dem Abschiedsgottesdienst für die langjährige Küsterin und treue Pfarrhaushälterin lief zum x-ten Male im Fernsehprogramm der alte Film „Die Fischerin vom Bodensee“, wie ich aus dem Fernsehprogramm entnehmen konnte. Ich dachte noch: Wahrscheinlich bringen sie den zum hundertsten Mal.

Am nächsten Morgen begann ich die Predigt zum Abschiedsgottesdienst, die auf das Evangelium von der Berufung der ersten Jünger am See Gennesaret Bezug nehmen sollte, mit dem „geflügelten Wort“: „Und Petrus, dieser einfache Fischer vom *Bodensee*...“

Familienausflug

Ein Ehepaar machte mit seinen beiden Kindern einen Familienausflug und besichtigte unter anderem eine Kirche. Andächtig stehen alle vor dem Altar und lauschen den frommen Erklärungen des Vaters. Dieser meint schließlich: „Es wäre schön, wenn wir jetzt noch ein Lied singen könnten.“ Und an die Kinder gewandt fragt er: „Was schlägt Ihr vor?“ Ohne zu zögern antwortet einer der Sprösslinge: „Liebster Jesu, wir sind vier...“

Pfr. Peter Michael Wandel, Brauweiler